Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. תדרכי נפשי עז Vorwärts, mit Macht.

31. Jahrgang. **Cincinnati, O., den 25. Mai 1888.** Nummer 48

Das größte Wunder.

Von Minna Neuer.

Daß noch Wunder jetzt geschehen,
Sah ich kürzlich schwarz auf weiß
Hier in der „Deborah" stehen—
Und mir wurde kalt und heiß.

Daß die Frauen fertig werden,
Ward als Wunder hingestellt;
Doch ist leichter nichts auf Erden,
Fehlt nur nicht das liebe Geld.

Kann die Frau nur recht befehlen,
Fliehen Mägde hin und her,
Fällt den armen guten Seelen
Auch die Arbeit noch so schwer.

Und die Lady geht zum Store,
Kauft verständig recht viel ein;
Geht der Mann auch halb „capore"
Muß der Luxus dennoch sein!

Spiegel, Carpets und Tapeten,
Von den feinsten ganz gewiß,
Und es fliehen die Moneten,
Und der Krämer lächelt süß.

Alles ist dann schnell geschehen,
Zieht der liebe „Jomtoff" ein,
Und mit Stolz wird es besehen;
Doch, ist dies ein Wunder? Nein!!

Aber selbst sich Alles machen,
Ohne Mägde, wenig Geld,
Wo von tausend kleinen Sachen
Oft das Nöthigste noch fehlt:

Da zur Zeit noch fertig werden,
Dennoch Alles nett und rein:—
Das, mein Freund, scheint mir der Erden
Größtes Wunder noch zu sein.

Rabbi Joselmann von Rosheim.

Eine historische Erzählung aus der Zeit der Reformation, von Dr. Lehmann.

(Fortsetzung.)

XII.

Nach langer Abwesenheit kehrte Kaiser Carl V. nach Deutschland zurück, um im Jahre 1530 in Augsburg einen Reichstag abzuhalten. So viel Glanz hatte Augsburg noch nicht gesehen; fast alle Fürsten des Reichs kamen mit glänzendem Hofstaate; den Kurfürsten Albrecht von Mainz begleiteten, außer seinen Beamten und Dienern, 130 Reiter seiner Leibgarde in scharlachrothen Waffenröcken, mit blinkenden Helmen und Lanzen. Es schien mehr, man versammele sich zu einer Kaiserkrönung oder zu einem Vermählungsfeste als lediglich zu einem einfachen Reichstage, und doch lagerte tiefer Ernst auf der Kampfesstätte, wo neben einigen politischen Angelegenheiten die höchsten geistigen Güter und Interessen, welche seit 13 Jahren die deutsche Nation bewegten, ausgekämpft und zur Entscheidung gebracht werden sollten. Daher waren alle Parteien mit den vorzüglichsten ihrer geistigen Kampfeskräfte ausgezogen.

Was Deutschland an geistigen Talenten besaß, versammelte sich jetzt in Augsburg.

Alle Fürsten und Reichsstände führten die ausgezeichnetsten ihrer Rechtsgelehrten, Theologen und Diplomaten mit sich. Im Gefolge des Kurfürsten Johann von Sachsen allein befanden sich eine ganze Reihe berühmter Gelehrter: die Kanzler Dr. Georg Brück und Dr. Bayer, dann Justus Jonas, Georg Spalatin, Philipp Melanchton und Johann Agricola. Dr. Martin Luther befand sich zwar auch in der Begleitung des Kurfürsten, allein wegen der kaiserlichen Acht und des päpstlichen Bannes war derselbe auf dem Schlosse zu Coburg zurückgelassen worden.

Auch der jüdische Befehlshaber, der Jude Joselin von Rosheim, hatte sich mit einem großen Gefolge von Dienern und Pferden in Augsburg zum Reichstage eingefunden.

Auch für ihn galt es einen schweren Kampf zu kämpfen. Noch hatte Kaiser Carl V. die Privilegien und Schutzbriefe, welche die früheren Kaiser erlassen, nicht bestätigt; und zu den alten Beschuldigungen gegen die Juden hatte sich eine neue, gefahrdrohende gesellt.

Sultan Soliman war in einem glänzenden Eroberungszuge bis an die Mauern von Wien vorgedrungen. Ganz Europa erzitterte vor den siegreichen Türken. Da hatten die Judenfeinde ausgesprengt, die Juden hätten sich verschworen, sich mit den Feinden der Christenheit zu verbinden und das Land den Türken auszuliefern. Und diese thörichte Beschuldigung wurde überall geglaubt und Katholiken wie Lutheraner, gegeneinander vom furchtbarsten Hasse erfüllt, waren darin einig, daß die strengsten Maßregeln gegen die Juden ergriffen, daß sie sammt und sonders aus ganz Deutschland ausgewiesen werden sollten. Daß der Kaiser dieser furchtbaren Maßregel zustimmen würde, daran zweifelte Niemand. Der Kaiser hatte erst vor ganz kurzer Zeit einen Beweis seiner Gesinnung gegen die Juden gegeben. Der König von Portugal wollte nämlich in seinem Lande die Inquisition nach spanischem Muster einrichten, um die Marannen (Neuchristen, heimliche Juden) mit Feuer und Schwert vertilgen zu können. Pabst Clemens VII., ein gebildeter, humaner Medicäer, weigerte sich entschieden, dazu seine Einwilligung zu geben. Als nun Carl im Jahre 1529 sich von Spanien nach Italien begab, um mit dem Pabste Frieden zu schließen, da machte der Kaiser es zu einer der Friedensbedingungen, daß der Pabst die Einführung der Inquisition in Portugal gestatte. Lange widerstrebte Pabst Clemens; allein er mußte sich dem entschiedenen Willen des Kaisers fügen, wodurch unsägliches Elend über Tausende heimlicher Juden in Portugal gebracht wurde.

Dienstag, 15. April, hielt der Kaiser seinen Einzug in Augsburg.

Rath und Bürgerschaft hatten alles aufgeboten, um den Enkel des ihnen so gewogenen Kaisers Maximilian würdig und herzlich zu empfangen und sich auch seine Gnade und Huld zu erwerben.

Festlich hatte man Thore und Straßen mit Teppichen, Kränzen, Maien und Fahnen geschmückt, und auf dem Wege, auf welchem der Kaiser kam, wogte Jung und Alt in bunten Gruppen einher.

Die Kurfürsten, Fürsten und Reichsstände, unter ihnen auch der Befehlshaber der Juden, waren mit ihrem sämmtlichen Hofstaate dem Kaiser entgegengeritten, bis sie des Kaisers ansichtig wurden. Da stiegen sie alle von ihren Pferden und gingen dem Kaiser zu Fuß entgegen.

Als Carl das bemerkte, stieg auch er ab und ging freundlich grüßend auf die Fürsten seines Reiches zu.

Der Erzkanzler des deutschen Reichs, der Kurfürst und Cardinal, Erzbischof von Mainz, hielt die Begrüßungsrede. Er sprach:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, Unüberwindlichster, Gnädiger Kaiser und Herr!"

„Meine Herren Brüder, Freunde und Oheime, Kurfürsten, Fürsten, Prälaten, Grafen und andere des heiligen römischen Reichs Stände, wie der Abwesenden Botschaften und ich, auf Eure kaiserliche Majestät Ausschreiben zu dem Reichstage hierherberufen und versammelt, erfreuen uns, Euer kaiserlichen Majestät, unserm gnädigsten Herrn, zu der glücklichen Rückkehr in das heilige römische Reich deutscher Nation auf's innigste Glück zu wünschen; indem wir Höchstdieselben in größter Ehrerbietung und unterthänigst hier empfangen, bitten wir Gott, daß Er Euer kaiserlichen Majestät, nachdem Höchstdieselben nun die kaiserliche Krone empfangen haben — (am 24. Febr. 1530, an seinem 30. Geburtstage, war Kaiser Carl V. von Pabst Clemens VII. zu Bologna zum Kaiser gekrönt worden. Es war die letzte Kaiserkrönung diejenige Napoleons I. ausgenommen, welche von einem Pabste vorgenommen ist worden), — lange und glücklich dem römischen Reich vorstehen, und dasselbe in Frieden regieren lassen; so hoffen wir auch, daß mit Gottes Hilfe und Beistand Alles, was Eure kaiserliche Majestät vollbringen, zur Verherrlichung göttlichen Namens, zur Ehre Eurer Majestät und zum Heile deutscher Nation gereichen werde; wir aber, die Glieder und Stände des heiligen römischen Reichs, erbieten und versichern Eurer kaiserlichen Majestät, daß wir in Allem, was auf diesem Reichstage verhandelt werden wird, und zuvörderst Gott, dem Allmächtigen, zur Verherrlichung, dann Eurer kaiserlichen Majestät zum Ruhme und deutscher Nation zu Nutz und Gutem ersprießen möge, auf's Thätigste und Sorgsamste bestrebt sein werden, treulichst zu rathen, zu helfen und zu handeln, womit wir uns Euer kaiserlichen Majestät Schutz und Schirm unterthänigst empfehlen."

Hierauf erwiederte der Kaiser:

„Liebe, Getreue, Vettern, Oheime, Churfürsten, Fürsten, Grafen und Herren!

„Indem ich Euch meinen besten Dank ausspreche, freut es mich besonders, den bevorstehenden Reichstag so zahlreich besucht zu sehen, was zur Verherrlichung des allmächtigen Gottes, zum Wohle und Heile aller Christgläubigen, zum Nutzen und Frommen der deutschen Nation, und wesentlich zur Vertreibung der Türken erforderlich erscheine, uud auf welche Weise und durch welche Mittel die in der Kirche bestehenden Irrungen und Spaltungen beigelegt und der Friede und die Ruhe im heiligen römischen Reiche deutscher Nation hergestellt und erhalten werden könne. — Dies ist mein fester Wille unter Gottes Beistand herbeizuführen und zu erwirken."

Als Rabbi Joselmann vernahm, daß der Kaiser mit besonderem Nachdruck das Wort „Christgläubigen" aussprach, da erzitterte er. War das eine Andeutung, daß für die Juden kein Raum mehr bleiben sollte im heiligen Römischen Reiche?

Nachdem der Kaiser seine Ansprache beendet hatte, trat er näher zu einigen Herren heran, einem Jeden die Hand reichend und verbindliche Worte redend.

Zunächst begrüßte er den Kurfürsten von Mainz auf's Herzlichste, dann den Kurfürsten Johann den Beständigen von Sachsen, den Sohn und Nachfolger jenes weisen Friedrich, dem die Kaiserkrone angeboten war und der sie ausgeschlagen hatte, darauf den Landgrafen Philipp von Hessen, den man den „Großmüthigen" nannte, den Pfalzgrafen Friedrich von der Pfalz, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern, den Markgrafen Georg von Brandenburg, die Erzbischöfe von Salzburg und Bremen, die Bischöfe von Würzburg, Speier und Augsburg, den Markgrafen Joachim von Brandenburg, — Alle drängten sich herbei, vom Kaiser einen Händedruck und ein gnädiges Lächeln, vielleicht auch ein freundliches Wort davonzutragen. Rabbi Joselmann hielt sich bescheiden im Hintergrunde. Aber durch das Gedränge wurde er vorgeschoben. Da erblickte ihn der Kaiser und erkannte ihn sofort.

„Mein lieber Joselin," rief er, ihm die Hand entgegenstreckend, „wie geht es Dir? Das ist Recht, daß Du hier bist. Ich bin noch in einer alten Schuld zu Dir; ich habe Eure Freiheitsbriefe noch nicht bestätigt. Das soll unter göttlichem Beistande auf diesem Reichstage geschehen."

Rabbi Joselmann führte des Kaisers Hand an seine Lippen; heiße Thränen fielen darauf. Wie waren doch durch des Kaisers gnädiges Wort die Furcht und die Angst in Jubel verwandelt!

Und die Gesichter der Judenfeinde wurden schwarz vor Aerger. Selbst zu den mächtigsten Fürsten hatte der Kaiser nicht so liebreich wie zu dem Juden gesprochen!

XIII.

In der ganzen deutschen Geschichte ist wohl kein Reichstag von so großer Bedeutung und Wichtigkeit gewesen, wie der, welcher vom 15. April bis zum 19. November 1530 in Augsburg tagte. Hier platzten die Geister aufeinander; den gelehrten Lutherischen Theologen und Juristen, die wir bereits oben genannt haben, standen nicht minder gelehrte katholische gegenüber: der päbstliche Legat Cardinal Compejus und die Doktoren Johann Eck, Cochläus und Nausea. Auf diesem Reichstage ließen die Lutherischen Fürsten und Städte ihr neues Glaubensbekenntniß, das Melanchton verfaßt hatte, vorlesen. Das ist die berühmte AugsburgerConfession, welche die Grundlage der neuen Kirche wurde. Dieselbe war von einer ganzen Reihe von Punkten, welche Beschwerden gegen bestehende Mißbräuche enthielten, begleitet. Auch die Juden mußten herhalten, um die Beschwerden gegen die bestehende Kirche recht gehässig zu machen. Als vierter Punkt der Beschwerden gegen die Erzbischöfe, Bischöfe und die Geistlichkeit überhaupt figurirte Folgendes:

„Wie der Judenwucher durch geistliche Gerichte bekräftigt werde, indem, wenn die weltliche Obrigkeit zu solchem Wucher nicht helfen wollte, die Juden die geistlichen Gerichte anrufen, und hier die Christen vermögt würden, zu bekennen oder zu beschwören, ihrer Schuld liege kein Wucher zu Grund, während die Richter doch wüßten, wie es offenbar, daß die Juden ohne Wucher nicht leiheten, die armen Christen daher aus großer Noth zu ihrem Schaden meineidig schwörten, und daß, wenn dergleichen Verhandlungen von den ordentlichen Gerichten nicht zugelassen würden, die Bischöfe und Prälaten solche doch zuließen.“

Es wurde eine Kommission eingesetzt, um die Augsburger Confession zu prüfen, respektive zu widerlegen und Rathschläge zur Abhilfe in Bezug auf die Beschwerden zu ertheilen.

Rabbi Joselmann begehrte zu der Kommissionssitzung zugelassen zu werden, in welcher über die Juden verhandelt würde.

„Meine gnädige Herren,“ redete er die Mitglieder der Commission an, als er vor dieser erschien, „man beschuldigt die Juden des Wuchers, man setzt voraus, daß kein Jude Geld herleihe ohne Wucherzins, selbst dann, wenn der Christ es beschwört, daß keine Bewucherung geschehen sei, man brandmarkt den Namen Jude, als sei er mit Wucherer gleichbedeutend — meine gnädigen Herren, man thut den Juden damit ein großes Unrecht. Meine Voreltern in Paläştina waren ein Ackerbau treibendes Volk; Naphtali bebaute seine Felder, Ascher pflanzte Oelbäume, Juda pflegte seine Weinberge, Reuben, Gad und Menasseh hatten große Heerden, Viehzucht und Weideland, Sebulon fabricirte meistens Glas und Kristall aus dem Sande seines Gebiets und färbte wollene Gewänder mit dem Safte der Purpurschnecke, die das Meer an seine Ufer spülte; so lebte ein Jeder seiner Hantierung und seinem Gewerbe, während Isachar die Wissenschaften pflegte und aus Simeon und Lewi die Kinderlehrer und Priester hervorgingen. Erst seit der Zerstörung der heiligen Stadt Jerusalem und der Zerstreuung Israels über alle Nationen und Länder hat man uns die bürgerliche Hantierung, die Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht versagt, hat uns gezwungen, durch den Kleinhandel und durch Zinsnehmen unsern Unterhalt zu erwerben. Meine gnädigen Herren, meine Brüder und Anverwandten müssen doch leben und ihr Brod erwerben. Gebet ihnen andere Beschäftigungen, erlaubt ihnen, Grund und Boden zu erwerben, Handwerke zu erlernen und zu betreiben, so wird kein Jude mehr Geld auf Zins leihen. Seine Majestät der Kaiser haben mich Armen zum Befehlshaber meiner Brüder ernannt; an meiner Seite stehen die Vorsteher und Rabbinen der Gaue; ich verspreche Euch, meine gnädigen Herren, Jeden, sei es Jude oder Jüdin, mit dem Banne zu belegen und hart zu bestrafen, der fürder Geld auf Zinsen leiht, sobald ihr alle andern bürgerlichen Nahrungszweige und Hantierungen uns gestattet.“

„Was verlangst Du, Jude!“ rief der Probst Faber von Wien, „was würden die Zünfte und Innungen dazu sagen, wenn wir den Juden das Handwerk freigeben möchten?“

„Und gar Grund und Boden soll der Jude besitzen,“ höhnte Levinus von Veltheim, des Kurfürsten von Mainz Geheimer Rath, „warum verlangst Du nicht, daß der Kaiser alle Juden zu Rittern schlage und ihnen Lehen und Erbe verleihe?“

„Deßhalb ist meine Meinung,“ sprach Doktor Georg Brück, des Kurfürsten von Sachsen Kanzler, „daß es der Kaiser mache, wie mein gnädiger Herr, und die Juden alle aus dem Lande verweise.“

„Meine gnädigen Herren,“ entgegnete Rabbi Joselmann, „Ihr Alle habt es gehört, daß das des Kaisers Majestät Wille nicht ist. Unser allergnädigster Herr will die Schutzbriefe und Privilegien bestätigen. Der Kaiser wird sein hohes Wort nicht brechen. Ich aber will Euch einen Vorschlag machen. Ich will die Rabbinen und Vorsteher aus allen Gauen des deutschen Reichs hierher nach Augsburg kommen lassen. Wir wollen dann für alle Juden der deutschen Lande Artikel und Ordnung verfassen, in denen offener und versteckter Wucher auf das Strengste verboten wird. Ihr aber, meine gnädigen Herren, nehmt in das Gutachten, das Ihr abzugeben habt, weiter nichts auf als die Bestimmung, daß der Wucher verboten werde.“

„Der Jude spricht vernünftig,“ sagte Dr. Cochläus von Dresden, „ich selbst stand dabei als der Kaiser ihm Wort und Handschlag gab.“

Die Uebrigen stimmten zu.

Rabbi Joselmann, zufrieden mit dem Resultate der Verhandlung, sandte sofort Boten in alle Gauen Deutschlands und berief die Rabbinen und Vorsteher der Gaue nach Augsburg.

Mehr Schwierigkeiten fand Rabbi Joselmann in Bezug auf die von ihm erstrebte Audienz beim Kaiser. Dieser war gar sehr in Anspruch genommen. Die Kirchenstreitigkeiten, die Vorbereitungen für den Türkenkrieg, die projectirte Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum römischen Könige, die Regierung seiner vielen Länder und Reiche, die vielfachen Verhandlungen mit den fremden Gesandtschaften — das Alles ließ den Kaiser, der äußerst gewissenhaft seinen Pflichten oblag und Alles, Alles selbst besorgte und erledigte, nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen. Und ebenso beschäftigt wie der Kaiser, waren auch seine beiden Minister, Granvella, der Vater des später so berühmt gewordenen Cardinals gleichen Namens, und Los Covod. Letzterer war ein äußerst liebenswürdiger, leutseliger und gnädiger Herr; die größte Schwierigkeit bestand darin, vor ihn zu kommen. Da erfuhr Rabbi Joselmann zufällig, daß des Ministers edle und anmuthige Gemahlin, Donna Maria de Mendoza, aus jüdischem Blute stamme, und er beschloß, sie aufzusuchen. Wiewohl er nur durch einen Dolmetscher zu der Spanierin zu reden vermochte, nahm er sie doch so für sich ein, daß sie ihm versprach, ihm durch Vermittelung ihres Gemahls die gewünschte Audienz beim Kaiser zu verschaffen. Und so gewichtig war der Dame Einfluß auf ihren Eheherrn und so sehr hörte der Kaiser auf den Rath seines Ministers, daß er, keine andere Zeit zur Audienz findend, dem Befehlshaber der Juden den Befehl ertheilen ließ, während der kaiserlichen Tafel sich dem Beherrscher der halben Welt vorzustellen.

Kaiser Carl V. aß stets allein; nicht einmal seinem Bruder, dem König Ferdinand, erlaubte er, mit ihm an einer Tafel zu speisen; der durfte wohl zusehen, den Hut in der Hand; aber sich zu dem Kaiser an den Tisch setzen, durfte er nicht. Auch sprach der Kaiser während des Essens nicht wiewohl der Speisesaal mit den vornehmsten Fürsten und Herren angefüllt war, die alle dem Kaiser beim Speisen zusehen durften. Hinter seinem Stuhle standen die Schalksnarren, die allerlei Possen rissen. Sagten sie etwas recht Kurzweiliges, so lächelte der Kaiser, sprach aber nie ein Wort. Junge Fürsten trugen die Speisen auf, stets 24 Gerichte auf einmal. Diese wurden auf die Tafel gestellt und die Deckel—einer nach dem andern von den Schüsseln genommen. Gegen die Gerichte, deren Carl nicht begehrte, schüttelte er den Kopf; wovon er aber essen wollte, dazu nickte er mit dem Kopf und zog die Schüssel zu sich. Dreimal während der Mahlzeit trank er. Die Doktoren der Medicin, die stets vor dem Tische standen, reichten ihm den Wein, der zu den von ihm ausgewählten Speisen paßte. Die Mahlzeit währte ungefähr ein Stunde; dann ließ der Kaiser das gratias beten und stellte sich in eine Ecke des Zimmers. In diesem Augenblicke gab Los Covos dem Befehlshaber der Juden ein Zeichen, daß er zu dem Kaiser hinantreten solle.

„Ah, Joselin,“ sagte der Kaiser freundlich, „Du kömmst, mich an die Einlösung meines Wortes zu erinnern. Zwar die Reichsstände opponiren . . . .“

Carl unterbrach sich selbst, den Einwand Joselins erwartend.

„Majestät,“ sagte dieser, „ich habe den Reichsständen versprochen, ihre Beschwerden gegen meine Brüder abzustellen und Artikel und Ordnung für die Juden aufzurichten.“

„Das ist recht. Thue das, Joselin, und lege die Artikel und Ordnungen dem Reichstage vor; ich habe unterdeß unter den Freiheitsbriefen, die Du meinem Bruder, Seiner Hoheit, dem König Ferdinand, in Abschrift überreicht hast, denjenigen ausgewählt, welchen Kaiser Sigismund, seligen Gedächtnisses, für den Elsaß erlassen; ich will ihn auf ganz Deutschland ausdehnen. Du kannst Dir morgen in meiner Kanzlei eine Abschrift holen. Bist Du mit mir zufrieden, mein lieber Joselin?“

Statt der Antwort neigte sich Rabbi Joselmann, um den Saum des kaiserlichen Gewandes zu küssen.

(Fortsetzung folgt).

(Aus „Oesterr. Wochenschrift.“)

Mandel Baß.

(Eine Federzeichnung.)

In der Art und Weise, wie die drei positiven Religionen, das Christenthum, der Mohammedanismus und das Judenthum zum Gebete mahnen, liegt ihre bezügliche Religionsgeschichte. Stolz und majestätisch, wie eine Siegesfanfare, läutet das weltbezwingende Christenthum seine Gläubigen zusammen; wie der kategorische Imperativ des Profeten ruft der Muezzin vom Minarette, und der verfolgte Jude klopfte heimlich an jede einzelne Thür.

Wie der Schatten vor einer Katastrophe schlich zweimal täglich Morgens und Abends, der Schulklopfer an der Flur der Häuser der Gasse entlang, an jede Thür dreimal pochend: klipp! klipp! klipp! wie ein Dreitact in der Musik, wie ein Anapästus in der Poemik.

Mandel Baß legte aber auch noch Gefühl in diese drei Schläge; man vernahm deutlich aus den dumpfen Tönen seines Hammerschlages die Stimmung, die ihn gerade auf seinem Rundgang beherrschte, Herzleid oder Freude; es klang zuweilen wie elegische Klage, zuweilen wie ein Hosiana der Genugthuung und Befriedigung, je nachdem er in seinem Amte oder Hause einen schmerzlichen oder erfreulichen Moment hatte. Wir setzen die negative Temperatur seines Gemüthes voran, weil diese häufiger als die positive war, denn der Schulklopfer war materiell der ärmste der Gemeinde und jeder Einzelne durfte ihn in seiner Amtswürde verletzen. Mandel Baß war aber noch mehr als jeder andere Schulklopfer empfindlich—für Hunger und für Kränkung.

Warum? Mandel Baß war nicht als Schulklopfer geboren. Wie schon sein Name andeutet, gehörte er ehemals zur Kunstgilde des Ghetto. Jede ordentliche Gemeinde hatte ihr Quartett, bestehend aus dem Chasan, dem Baß, dem Tenor und Fistel. Außer an Sabbath- und Feiertagen hatten diese keine Funktionen und lebte in dulci jubilo, wurden zu jedem Familienfeste geladen, und wenn sie im Gesange Tüchtiges leisteten, feierte man sie auch sonst noch. Und Mandel war einer der berühmtesten Bassisten im Lande. Seine Acquisition für Galantha war ein Ereigniß in der Gemeinde. So oft er aus Künstlerlaune wieder weggehen wollte, suchte man ihn zu versöhnen, der Vorsteher hätte ihm sein einziges Kind geopfert. Endlich wurde er dauernd an die Gemeinde gefesselt. Mandel verliebte sich in ein schönes, armes heimisches Mädchen und heirathete es. Nun sah er einen Chasan nach dem andern gehen, jeder neue mußte ihn als Inventarstück übernehmen und sich ihm accomodiren, ja sich von ihm beherrschen lassen.

Mit der Zeit hatte sich aber Mandel ausgesungen, seine Stimme begann wie der Ton eines gesprungenen irdenen Topfes zu klingen, und damit ging auch ein Riß durch das Weltall seiner Träume von ewiger Dauer seiner schönen Tage von Aranjuez. Man lachte, so oft er ein Solo sang trotz der rührendsten Anstrengungen, die er dabei machte, dann fing das Publikum an, zu murren, daß er überhaupt noch verwendet wurde, und endlich sah sich der Vorstand bemüssigt, ihn zu verabschieden.

Auf Pension war damals das Budget der Gemeinde nicht eingerichtet. Was also anfangen mit Mandel Baß? Er wurde vorderhand auf Halbsold in Disponibilität gesetzt. Zum Glücke wurde bald darauf der Posten eines Schulklopfers vacant, dessen bisheriger Inhaber mit Tode abgegangen, und Mandel wurde damit betraut. Anfangs sträubte sich sein Stolz gegen diese Demüthigung, aber er mußte sich dazu bequemen, sonst würde sich die Gemeinde jeder Verpflichtung gegen ihn losgefühlt haben und er hatte nun Weib und Kind und keinen Heller aus seiner goldenen Zeit reservirt. Und so nahm er den Hammer zur Hand mit des Sängers Fluch auf den Lippen. Er fluchte seinem Schicksale, das ihn so tief sinken ließ, er fluchte dem Undank der Welt, er fluchte — nein, Weib und Kind, wenn seine Gedanken an sie kamen, erschienen ihm wie Engel der Versöhnung.

Wochen und Monate lang machte Mandel zweimal täglich seine Tour, als liefe er Spießruthen durch die Gasse, in der er Jahre lang der Bewunderte, der Gefeierte war. Aus den drei Schlägen seines Hammers drang das Gefühl der Schmach. Aber man gewöhnt sich an Alles; selbst für die Schande wird man

nach und nach abgestumpft. Nach einem Jahre als Schulklopfer war er für seine Person mit seiner Stellung ausgesöhnt; allein der Stachel, daß sein Weib jetzt das Weib eines Schulklopfers und sein Kind nur das Kind eines Schulklopfers sind, saß fest in seinem Herzen. Er wollte sie wenigstens materiell nichts entbehren lassen, woran sie aus seinen besseren Tagen gewöhnt waren, und er verrichtete außer seiner Dienstzeit die gemeinsten Arbeiten bei Privaten. Den Schulklopfer kann ja nichts mehr entwürdigen. Nichtsdestoweniger war oft Noth und Elend in seinem Hause und an einem solchen Tage schwang er den Hammer, als wollte er jedes Thor zum Ambos machen, an dem er die Welt zerschlägt, die ihm so hart mitgespielt.

Heimliche Qualen der steten Selbstanklage, daß ihr Mann eigentlich nur um ihretwillen leide, untergruben die Gesundheit der jungen Frau, sie kränkelte und starb. Von der theuren Leiche hinweg mußte Mandel den Hammer in die Hand nehmen und seinen Dienst verrichten gehen. Bei einem Todesfall in der Gemeinde wurden nur zwei Schläge gegeben. Heute sprach aus diesen zwei Schlägen der ganze Jammer der Welt. Wie ein Verzweifelter eilte er durch die noch stille Gasse. Die Wenigen, die ihm begegneten und ihn fragen wollten, wer denn in der Nacht gestorben sei, merkten es schon von Weitem aus seinem fahlen, von Schmerz umflorten Gesichte.

In den sieben Trauertagen Mandels sprach man im Galantha von nichts anderem, als von dem in der Synagogengeschichte einzig dastehenden Falle, daß ein Frauenzimmer den Schulklopferdienst versah.

Warum sollte übrigens ein Frauenzimmer nicht Schulklopfer sein dürfen, wenn ein Frauenzimmer einmal sogar schon Papst war? Diesem schulklopfenden Frauenzimmer hätte auch nicht passiren können, was der Päpstin Johanna passirte inmitten ihrer heiligen Funktion. Dieses schulklopfende Frauenzimmer war nur ein achtjähriges Mädchen, Mandels Tochter.

Auf dieses Kind concentrirte sich nun Mandels ganze Lebenslust und Lebensfreudigkeit, alle seine Liebe und Sorge. Es sollte einst die Schmach auslöschen, ein Schulklopferkind zu sein.

Ella war schön wie ihre verstorbene Mutter und mußte sie nicht Stimme haben, wenn sie sein Kind war. Muß nicht Mandel Baß' Tochter prädistinirt zu einer Sängerin sein? Und sie soll es werden! sagte er sich. In den Schulgegenständen ragte Ella über alle ihre Klassengenossinnen hervor, und das war ein gutes Omen für Mandels Hoffnungen. Sie bekam bessere Zeugnisse, als selbst die Töchter der Reichsten in der Gemeinde, und das war seine erste Revanche. Mit welchem Stolz und Hochgefühle klopfte Mandel jedesmal in die Schul', wenn ihm der Lehrer von den Fortschritten seines Töchterchens erzählt hatte. Er drückte seinen Dank mit aufrichtiger Unterthänigkeit aus, er machte sich zum Diener des Lehrers, putzte ihm die Stiefel, ging für ihn meilenweit in die Stadt, ein Buch zu kaufen, und verweigerte beharrlich jede Entlohnung.

Aber die wissenschaftliche Bildung Ella's sollte doch nur Nebensache sein. Mandels Hauptzweck mit dem Kinde war ja einzig und allein, es zur Sängerin zu machen. Die jüdischen Lehrer aber sind Gelehrte, Philosophen, Schriftsteller, sind Alles, nur keine Musiker und Sänger. Darin sind die christlichen Lehrer jedenfalls ihren jüdischen Kollegen voraus. Der christliche Lehrer auf dem Lande ist zugleich Organist in der Kirche und muß als solcher mit den Musen Euterpe und Polyhymnia vertraut sein. Von dem Lehrer an der katholischen Schule Galantha's, einem jungen Mann, der vor Kurzem erst seine Studien vollendet hatte, erzählten die Kirchengänger Wunder, wie gut er die Orgel spiele und welch' eine herrliche Tenorstimme er besitze. Mandel wagte es, ihn um eine Musik- und Gesangsstunde für seine Tochter zu bitten, er wollte ihm zahlen, wie viel er begehre. Und nachdem sich der Lehrer von den Fähigkeiten des Mädchens überzeugt hatte, übernahm er die Lection, er verlange nichts, bis er nicht einige Resultate erzielt haben werde.

Die Tochter des Schulklopfers ging nun täglich in die Privatwohnung des Lehrers mit ihrer Notenmappe unter dem Arm, wie ein städtisches Dämchen, eine Erscheinung, die nicht wenig Aufsehen in der Gemeinde machte. Ihre Fortschritte waren so bedeutend, daß nach einem Jahre der Lehrer ein Concert für die Honoratioren des Ortes veranstaltete, wobei Ella der Löwenantheil des Programmes zufiel. Der Saal des Wirthshauses „Zum grünen Baum" war gefüllt. Mandel stand draußen unter dem noch zahlreicheren Gratis-Publikum. Die Fenster des Saales waren geöffnet, man hörte draußen so gut, wie drinnen. Das Judenmädchen sang und spielte mehrere Piecen und nach jeder erscholl eine Beifallssalve, die draußen einen Widerhall fand. Mandel weinte vor Uebermaß der Freuden. Er sah die Verwirklichung seiner Träume, er gedachte mit Wehmuth seiner verstorbenen Frau. Wenn die das erlebt hätte!

Von diesem Abende an sprach er von seiner Tochter nur: „Meine Künstlerin."

„Seine Künstlerin" war jetzt dreizehn Jahre alt, aber entwickelt, daß sie mindestens um zwei Jahre älter schien.

Mit aller Anstrengung und unsäglichen Entbehrungen für seine Person schaffte er sich ein Clavier an, ein altes Stück Möbel, das er auf einer Auktion bei einer Herrschaft erstand, und fast den ganzen Raum seines armseligen Wohnzimmers einnahm. Der christliche Lehrer sollte nun zu ihm in's Haus kommen, um den Leuten das Maul zu stopfen. Da wurde nun jeden Abend dem Lehrer ein Tisch bereitet, wie ihn der Pfarrer an Sonntagen nicht hatte. Kein Huhn war Mandel zu theuer. „Das gehört für den Meister meiner Künstlerin," sagte er fröhlich lächelnd, wenn ihm ein Weib grollend vorhielt, daß er den Preis verderbe.

Ella spielte und sang den ganzen Tag, während ihr Vater die Wirthschaft besorgte, kochte, scheuerte und dabei mitbrummte in Reminiscenz an sein früheres Metier.

Es waren dies glückliche Tage für Mandel Baß, obwohl er selbst nicht selten hungerte. Er sah im Geiste schon „seine Künstlerin" auf einer Bühne, umrauscht von dem Jubel der Zuhörer, noch größer und gewaltiger, als den er einst in seiner Glorie als Mandel Baß bei einem Hochzeitsmahl eines reichen Mannes einsog, wenn er die Arie des Leporello im „Don Juan," oder des Marcell in den „Hugenotten," oder des Caspar im „Freischütz" loslegte und damit ein Klatschen entfesselte, als hätte sich Staudigl selbst in die Gasse verirrt.

Mandel zollte dem christlichen Lehrer eine Art göttliche Verehrung, er sah in ihm ein hehres Wesen, das bestimmt ist, seine Ehre wieder herzustellen. Und Ella konnte niemals den Augenblick seines Erscheinens erwarten, er kam ihr immer zu spät, obwohl er in der Regel noch vor der bestimmten Stunde eintraf.

So ging es wieder länger als ein Jahr fort.

Eines Morgens erwachte Mandel, er fand das Bett „seiner Künstlerin" leer. „Sie mag vielleicht diesmal ausnahmsweise einer häuslichen Beschäftigung nachgegangen sein, das gute Kind, das soll sie nicht mehr thun, sie ist zu Höherem geboren." In bester Laune machte er seine Tour durch die Gasse. Nach dem Morgengottesdienste kam er nach Hause. „Seine Künstlerin" war noch nicht sichtbar. Jetzt stiegen trübe Ahnungen in ihm auf. Er frug besorgt nach allen Seiten, ob man „seine Künstlerin" nicht gesehen.

In derselben Stunde wurde aber auch noch eine andere Person im Orte gesucht. Es war Acht, es wurde Neun, der Lehrer erschien nicht in der katholischen Schule. Die Buben und Mädel machten im Schulhofe einen heillosen Spektakel und rannten dann lärmend und johlend nach Hause. Man forschte nach dem Lehrer in seiner Wohnung, im Wirthshause, er war nirgends zu finden.

Die Klugen in der Gasse wie im Markte combinirten endlich aus dem Verschwinden dieser Beiden zugleich einen Zusammenhang zwischen beiden Fällen, und bei dem verdächtigen Verhältnisse zwischen Lehrer und Schülerin, über welches schon Manches gemunkelt wurde, war nicht schwer, den Schluß zu ziehen, daß Beide miteinander in der Nacht auf und davon sein mußten.

Der ganze Ort lachte schadenfroh über diese Entführungsgeschichte; aber Mandel brach davon das Herz. — — — —

Automatisch ging er noch einige Wochen seinem Berufe nach, sein Klopfen war ohne jeden Ausdruck. — — — —

An einem Morgen unterblieb in der Gasse das Schulklopfen. Die Leute verspäteten sich zum Gottesdienste, die Frommen schrien Zeter. Als man Mandel aufsuchte, wurde er in seiner Wohnung todt aufgefunden, auf dem Boden liegend, den Hammer krampfhaft in der Hand haltend — ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht, als er sich gerade anschickte, Schulklopfen zu gehen. Damit war Mandel Baß' „Künstlers Erdenwallen" vollendet.

Noch an demselben Tage wurde eine Ausschußsitzung der Gemeinde abgehalten und auf Antrag einiger Reformer beschlossen, das Schulklopfen für immer aufzuheben.

Der Hammer aber wurde Mandel mit in's Grab gegeben, von wo die Frommen noch seine Auferstehung hoffen.

Schule und Haus.

מורא רבך כמורא שמים

„Die Ehrfurcht vor deinem Lehrer
Gleiche der Ehrfurcht vor Gott."
(Spr. d. Väter.)

Der nothwendigste Faktor einer guten Erziehung ist eine nicht anzuzweifelnde Einigkeit der Eltern mit den Lehrern ihrer Kinder, ein gemeinsames harmonisches Zusammenwirken aller Theile. Je mehr das Kind von der Idee durchdrungen ist, daß mindestens zwischen Mama und seinem Lehrer oder seiner Lehrerin ein gewisses Bekanntsein existirt, ein Bekanntsein, das von Zeit zu Zeit zu einem freundlichen Gedankenaustausch führt, umso mehr wird es sich seinem Lehrer nähern, und hat dieser das Zeug, diese Annäherung zu bemerken und im Interesse des Schülers richtig auszubeuten, dann entsteht zwischen Beiden ein seelisches Verhältniß, das als die Basis einer richtigen Erziehung, soweit hierzulande dem Lehrer Erziehungsrechte eingeräumt werden, angesehen werden kann. Dieses Verhältniß zwischen Eltern und Lehrer sollte nie das Maß eines freundlichen Bekanntseins überschreiten, denn es ist eine Thatsache, daß ein Lehrer, der häufig mit den Eltern, mit der Familie seiner Schüler häufig verkehrt, viel von seiner Autorität seinen Zöglingen gegenüber einbüßt und allmälig jenen Personen angereiht wird, die man ganz gerne sieht, ohne ihnen besondere Achtungsgefühle entgegenzubringen; selbstverständlich giebt es hierin Ausnahmen, die als Norm aber nicht aufgestellt werden können, weil es eben nur Ausnahmen sind.

Wie sehr die oft nicht schmeichelhaften Auslassungen der Eltern über Lehrer und Schulen das Erziehungswerk schädigen, ist ganz unberechenbar, und es ist oft kaum glaublich, daß Frauen, die sich in guter Gesellschaft bewegen und auf das Prädikat Bildung Ansprüche zu machen sich berechtigt fühlen, so kurzsichtig sein können, das Thörichte solcher Handlungsweise nicht einzusehen.

Noch trauriger gestaltet sich das Verhältniß der Gouvernanten; ma Bonne ist gar oft eine hochgebildete Dame aus guter Familie, aber sie ist arm, wird bezahlt und muß sich die Tyrannei des allmächtigen Dollars gefallen lassen. Weiße Sklavenarbeit, wie Hackländer sie so richtig beschreibt. Aber da läutet es an der Basementthüre; natürlich, der Stundenlehrer ist es, wie man ihn kurzweg nennt, der den Kindern vom Hause Sprachen und andere Dinge lehrt.

Armer Sprach- und Stundenlehrer! Nachdem man dir dein wohlverdientes Lehrhonorar möglichst beschnitten hat, behandelt man dich mit souveräner Verachtung; von der Frau des Hauses gemieden, vom Vater deiner Schüler kaum dem Namen nach gekannt. Wahrlich, solch ein Stundenlehrer muß ein tüchtiger Mensch sein, wenn er trotz alledem es fertig bringt, seinen Schülern den Achtung gebietenden Lehrer entgegenzustellen, wenn er trotz alledem, schon aus Liebe zur Sache, bemüht ist, ehrlich und redlich seine Pflicht zu thun. Freilich giebt es auch hierin Ausnahmen,—Ausnahmen auf beiden Seiten. Aber wann wird die Zeit kommen, wo dieses düstere Nachtstück von der Bildfläche gänzlich verschwindet? Diese Zeit dürfen wir Alle mit Jubel begrüßen, denn schon die nächste Generation wird dann zweifelsohne eine bessere, eine geistig veredelte sein.

Las Vegas, N. M.

Frieda Schellitzer.

Die Eröffnung der Indianer-Reservation.

Die Montana-Reservationsbill hat nun gesetzliche Sanktionirung erhalten, um vier Millionen Acker des besten Farmerlandes in dem wohlbekannten und vielbegehrten Milk River-Thal, sowie gleicherweise größere Strecken des üppigsten Graslandes auf dem angrenzenden Hochlande besiedeln zu dürfen. Dieser Theil von Montana besitzt außer seinem landwirthschaftlichen Reichthum auch einen Ueberfluß an Kohlen und Mineralien. Die große Anziehungskraft, welche durch die geschilderten Vorzüge hervorgerufen wurde, dokumentirt sich durch die große Anzahl Derjenigen, welche sich bereits in dieser Gegend niedergelassen haben.

C. G. Warren, General-Passagier-Agent in St. Paul, Minnesota, stellt eine genaue vortreffliche Karte dieser Gegend nebst Pamphlet, jede gewünschte Information enthaltend, gratis zur Verfügung.—Niedrige Fahrpreise nach Great Falls werden Denjenigen gewährt, welche die Gegend besuchen wollen.

Calcutta. — Zwei elegante Marmortafeln wurden zum Andenken an den verstorbenen Herrn E. D. J. Ezra in der „Magendavid-Synagoge" errichtet. Herr Ezra, welcher im Februar 1886 verstarb, war ebenso berühmt durch seine Frömmigkeit wie durch seine Menschenliebe, Schulen und Synagogen verdanken ihre Existenz seiner Großmuth. Das Ezra-Hospital, zu seinem Andenken von seiner Wittwe errichtet und im vorigen Jahre durch die Gräfin de Dufferin eröffnet, ist eine der großartigsten Institutionen dieser Art in Calcutta.

Die Deborah.

Herausgegeben von
The BLOCH Publishing and Printing Company
45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,
Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, - - Redakteur

Cincinnati, 25. Mai 1888.

„Die Deborah" erscheint wöchentlich, als Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Deborah	$2 00
„ nach Europa	2 50
„American Israelite"	4 00
Sabbath Visitor"	1 50
Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	3 00
Israelite und Visitor	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse,	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede	1 00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

Für einen verarmten Cultus-beamten!

Ein Mann und Familienvater, der seit geradezu einem halben Jahrhunderte als treuer und fähiger Cultusbeamter in verschiedenen, jetzt zu den größten zählenden Gemeinden fungirt hat, befindet sich in einer bedrängten und hilfsbedürftigen Lage, mittellos und zu alt für den Dienst. Wohlthätige Herzen sind nachdrücklichst gebeten, uns milde Gaben für den Aermsten zukommen zu lassen. Alle uns anvertrauten Gaben werden demselben direkt übermacht und darüber in den Spalten dieses Blattes quittirt.

אל תעזוב את הלוי

Ein antisemitischer Lehrer Fenner, der als Redner in einem politischen Meeting in Marbach bei Marburg (Deutschland) die Juden und vorzüglich den Talmud beschimpfte, wurde vom Staatsanwalt beim Landgericht angeklagt. Nachdem der Prozeß eine Zeit lang verschleppt worden, kam es endlich im April zur Schlußverhandlung, die damit endete, daß der Lehrer Fenner wegen Beschimpfung der jüdischen Religion zu vierzehn Tagen Gefängniß und sämmtlichen Kosten verurtheilt wurde. Das Merkwürdigste bei diesem Prozesse sind die Gutachten über den Talmud von Prof. Dr. de Lagarde aus Göttingen gegen den Talmud, des Rabbiners Dr. Munk, und des bekannten Marburger Professors der Philosophie, Dr. Cohen, für denselben. Man sieht daraus, wie der Standpunkt die objektive Anschauung ändert. Lagarde sieht im Talmud Vorniertheit und Unsittlichkeit, Cohen und Munk sehen darin nur Weisheit und gesunde Moral. Beide Parteien werden wohl wenigstens von ihren verschiedenen Standpunkten aus recht haben.

„Der jüdische Kantor," der in Bromberg erscheint, bringt seit einigen Wochen einen eingesandten Artikel unter der Aufschrift: „Schutz- und Trutzbündniß der Schochtim." Das klingt so martialisch-bombastisch, daß man unwillkürlich an Fallstaff's berühmten Feldzug erinnert wird. Uebrigens ist der Aufsatz mit der seltsamen Ueberschrift doppelt charakteristisch, wie die Herren Schochtim ihre Dienstleistungen und ihren Beruf überschätzen, als wäre der Bestand des Judenthums von der Schächterei bedingt, und wie Leute, die nicht schreiben können und doch schreiben wollen, immer am unrechten Orte zum Bombast ihre Zuflucht nehmen. Wie lächerlich dieses Schutz- und Trutzbündniß einem gebildeten Publikum erscheinen muß, davon hat der Schreiber S. D. wahrscheinlich keine Ahnung, das aber sollte ihm klar sein, daß ein von der Schächterei bedingtes und abhängiges Judenthum ein erbärmlicher Wechselbalg des altehrwürdigen Glaubens wäre, von der Sinailehre, der prophetischen und rabbinischen Auslegung und Fortbildung so weit entfernt, wie die Steinkohle von der Sonne. Ein gelungenes Seitenstück zu diesem Schutz- und Trutzbündniß erzählt das Blatt folgendermaßen:

Ben Akiba sagt zwar, daß schon alles dagewesen ist, aber es dürfte dieser Ausspruch auf nachstehenden Fall doch wohl nicht zutreffen. Beim vergangenen Pessachfeste ereignete es sich in einer Gemeinde, (der Name thut nichts zu Sache) die sonst das Bild höchster Eintracht ist, daß keiner der Kohanim zum „Duch'nen" hinaufgehen wollte. Allgemeine Aufregung! Lebhaftes Durcheinanderfragen! Was wars? die Kohanim hatten gestreikt, weil sie von der Gemeinde zu hoch besteuert worden seien! Der Vorstand ist außer sich, fordert diesen, fordert jenen der Kohanim auf, doch Niemand will zu der hohen Steuer auch noch obendrein duch'nen. Was thun? Da wird dem Schames einfach befohlen, hinauf zu gehen; er sträubt sich, wendet ein, daß er kein Kohen sei.— hilft nichts, der Schames muß duch'nen. Der Vorstand will die Kohanim über diese Versäumniß ihrer religiösen Pflicht scharf nehmen, aber wie? Der arme Schames aber kann aus der Verwunderung nicht herauskommen, kein Kohen zu sein, und doch das „Duch'nen" geübt zu haben.

Die Cincinnatier Gemeinde und viele Tausende außerhalb dieses Kreises, zu denen der Ruf des berühmten Augenarztes Dr. Joseph Aub gedrungen ist, beklagen den Verlust dieses herrlichen Mannes, den am 15. Mai nach längerem Krankenlager im 44. Lebensjahre der Tod hinwegraffte. Joseph Aub, geboren in Cincinnati im Jahre 1844, zweiter Sohn wohlbekannter philanthropischer Eltern, der seligen Abraham und Fannie Aub, Glied der in Deutschland berühmten Rabbinerfamilie, zeichnete sich in seiner frühesten Jugend schon durch hervorragende Anlagen des Geistes aus. In seinem sechzehnten Jahre hatte er bereits die beiden Kurse des Talmud Jelodim-Instituts und der städtischen Hochschule absolvirt. Zu jung für das medizinische Studium, trieb er zwei Jahre Chemie unter praktischen Meistern und nahm dann im Cincinnatier medizinischen Collegium die regelmäßigen Studien auf. Zum Doktor promovirt in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre, ging er im Jahre 1865 nach Europa. Nach längerem Studium in Deutschland nahm er die Augenheilkunde als Spezialfach auf und kam im Jahre 1868 nach New York als Assistent zu Dr. Knapp und etablirte sich im Jahre 1869 in Cincinnati, wo er rasch als praktischer Arzt und als Professor an der Klinik einen ungewöhnlich großen Ruf sich erwarb, der von Jahr zu Jahr sich steigerte, so daß Augenkranke vom fernen Westen wie vom Süden des berühmten Meisters Hilfe nachsuchten und man ihm in wissenschaftlichen Kreisen die höchste Anerkennung zollte. Dr. Aub heirathete bald nach seiner Rückkehr ein Fräulein Thorner, mit der er bis zu seinem Lebensende in glücklicher Ehe lebte. Sie gebar ihm ein Töchterchen, die einzige Erbin des väterlichen Ruhmes. Den Traditionen seiner Familie getreu, war Dr. Aub gewissenhafter Israelit, Mitglied der Bene Jeschurun-Gemeinde, der verschiedenen jüdischen und des Freimaurer-Ordens, sowie aller Wohlthätigkeits-Gesellschaften; Director des Waisenhauses, ein Freund der Armen, ein streng sittlich-religiöser Charakter, hervorragend in der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Praxis, ein ausgezeichneter, liebevoller und biederer Mensch, um den Alle trauern, die ihn gekannt haben. Am 16. Mai um 9 Uhr Morgens war der Bene Jeschurun-Tempel von ca. 2000 Menschen vollgedrängt, darunter die hervorragendsten Aerzte, Professoren und die Elite der Umgegend, die Vertreter der Gemeinde, der verschiedenen Orden und der Gesellschaft der Aerzte. Ein Wald von Blumen bedeckte den Sarg und die Kanzelstufen. Der Eindruck der Todtenfeier war gewaltig. Hunderte weinten mit den trauernden Anverwandten, als der alte Lehrer und langjährige Freund des Aub'schen Hauses mit von Trauer und Leid gepreßter Brust, an 3 Mos. 10, 3—6 anlehnend, das Leben des Verstorbenen und den Schmerz der Trauernden schilderte. Ein langer Zug von Menschen und Wagen folgte dem Sarge zur letzten Ruhestätte. In der Kapelle auf dem Friedhofe sprach Herr Dr. Wolfenstein im Namen des Waisenhauses treffliche Worte des Beileids und des Trostes. Nach vollendeten rituellen Gebeten kam das Zeremonial der Maurer, der Bene Berith und Anderer, dann wurde ins Grab gesenkt der verblichene Joseph Aub, einer unserer herrlichsten Männer, der weithin beliebte und berühmte Dr. Joseph Aub. Möge der Himmel trösten die Trauernden und gnadenreich empfangen zur ewigen Seligkeit die Seele des heimkehrenden wackern und treuen Sohnes in Israel.

Ein sehr „uninteressantes Stück" nennt in der Krefelder „Niederrhein. Volkszeitung" ein Kritikus Lessings ebenso poesiereiches, weisheitsvolles als dramatisches Gedicht „Nathan der Weise." Dafür ist dem betreffenden Herrn Lessing selbst kein Dichter, sondern ein „Advokat," nämlich „der Advokat der reinen Vernunft." Was der Biedermann damit sagen will, mögen die Leser dem Zusammenhang der großen Worte entnehmen, mit denen der Krefelder Dramaturg über Lessing den Stab bricht. „Für Sonntag Abend war eine Festvorstellung bei festlich erleuchtetem Hause zur Einweihung des vom Rheinisch-Westfälischen Kunstverein geschenkten Theatervorhanges und die Mitwirkung eines Gastes: Dr. med. Karl Michel aus Köln in Aussicht gestellt. Da aber „Nathan der Weise" gegeben wurde, so war der Besuch außergewöhnlich schwach; der ganze erste Rang wies kaum 50 Besucher auf. Das philosophisch didaktische Kunstwerk des Advokaten der reinen Vernunft findet ja nur seiner Tendenz wegen Freunde; der eifrigste Bekenner dieser Tendenz wird jedoch dem im übrigen sehr uninteressanten Stücke in einer Saison nicht zwei Abende opfern." Wenn diese Worte wirklich die Ansicht der überwiegenden Bevölkerung Krefelds zum Ausdruck bringen, so hat sie in dem Advokaten des reinen Unsinns, der da gesprochen, in der That den Theaterkritiker, den sie verdient.

Wie streng in der russischen Armee auf die Erfüllung der religiösen Pflichten der Armee-Angehörigen aller Glaubensbekenntnisse gehalten wird, beweist nachstehender, kürzlich veröffentlichter Tagesbefehl des Petersburger Oberkommandos: „Während der beginnenden großen Fasten haben sämmtliche Offiziere und Mannschaften aller christlichen Glaubensbekenntnisse unbedingt zur Beichte und zum Abendmahl zu gehen, wobei die Stabs- und Oberoffiziere verpflichtet sind, solches mit ihren Compagnien, Eskadronen oder Batterien zu thun. Die selbstständigen Truppenbefehlshaber haben ein ganz besonderes Augenmerk auf diejenigen ihrer Untergebenen zu lenken, welche ohne besonders wichtige Veranlassung die Beichte unterlassen. Es ist unbedingt nothwendig, unter den Mannschaften die heiligen Gebräuche der Religion und die entsprechenden Anforderungen der Kirchengesetze aufrecht zu erhalten und mit allen Mitteln in ihnen die Ueberzeugung zu wecken, daß nur Derjenige ein treuer Diener des Herrschers und des Vaterlandes sein kann, der den heiligen Glauben achtet und die kirchlichen Festsetzungen befolgt."—Aehnlich werden in der russischen Armee auch die Mohamedaner und Juden zur Befolgung ihrer religiösen Gebräuche angehalten, zu welchem Zwecke das Oberkommando mit dem Mollah und dem Oberrabbiner in Petersburg in Verbindung steht. (Jüd. Volksbl.)

Im Londoner „Spektator" erschien kürzlich folgende Anekdote. Der selige Baron James von Rothschild war ein großer Kunstfreund und zählte die bedeutendsten französischen Maler seiner Zeit zu seinen Freunden. Zu den letzteren gehörte auch Eugene Delacroix, und dieser hatte eines Tages ein Sujet für ein zu malendes Bild gewählt, zu dessen Ausführung er ein passendes Modell nöthig hatte. Das Bild sollte nämlich einen Bettelmönch repräsentiren, der an einer Kirchenthüre sitzt und die Vorübergehenden um ein Almosen anfleht. Gerade um

dieselbe Zeit besuchte der Baron den Maler und wurde von letzterem scherzweise gefragt, ob er vielleicht ihm als Modell sitzen wollte. Dieses Anerbieten wurde des Spasses wegen sofort acceptirt und bald darauf saß der Millionär in Mönchsgewand, während der Künstler Vorbereitungen machte, sein Modell abzubilden. Wie nun der Baron so da saß, trat ein Gehilfe des Malers ins Atelier und gratulirte seinem Herrn zu dem trefflichen Modell, das er endlich bekommen. Und beim Fortgehen steckte er dem vermeinten Bettler aus Mitleid einen Frank in die Hand und verschwand. Rothschild nahm die dargereichte Münze an, schickte aber am folgenden Tage dem Geber eine Zehntausend Franks-Banknote mit dem Bemerken zu, daß das gestern empfangene Almosen inzwischen solch hohe Zinsen getragen habe.

Gallerie israelitischer Frauengestalten.

Von H. Zirndorf.

15. Königin Salome Alexandra.

(Fortsetzung.)

Die Mythe hat diesen Ausgang mit allerlei Zeitenwahn und Aberglauben in Verbindung gebracht; und Josephus geht sogar so weit, die Königin der Miturheberschaft an dieser blutigen That zu beschuldigen. Sie hätte durch eine verrätherische Botschaft den unglücklichen Antigonus geradezu in sein Verderben hineingetrieben. (Ib. 2.) Eine so furchtbare Anklage verdient vor dem Forum der Geschichte nur dann einige Beachtung, wenn triftige innere Gründe sie unterstützen; die Abwesenheit solcher Gründe sollte hier wie in ähnlichen Fällen zur völligen Entlastung des Bezüchtigten führen. Eine Persönlichkeit, die in ihrem gesammten übrigen Lebensgange so rein und unbescholten vor uns steht, kann nicht so obenhin als Mithelferin eines Meuchelmordes bezeichnet werden; ein solches Verfahren kennzeichnet sich selbst als das Uebermaß frivoler Leichtgläubigkeit. Durch den Tod ihres Schwagers erwuchs der Königin kein sichtlicher Gewinn; und an einen unmotivirten Haß zu denken, ist unter diesen Verhältnissen völlig ungerechtfertigt. Von den beiden dem Throne am nächsten stehenden Brüdern: Antigonus und Alexander war Ersterer ohnehin die bei weitem glänzendere Erscheinung. Außerdem hat Josephus, welcher es allein auf sich genommen, die wackere Frau mit diesem Makel zu begeifern, zugleich das Seinige gethan, die schwere Beschuldigung zu entkräften; denn seine offenbare Voreingenommenheit gegen die Königin, wovon wir noch zu reden haben, ist geeignet, das möglichst größte Mißtrauen gegen seine Behauptung zu erwecken. Thatsache ist jedenfalls, daß unser klassischer Historiker bereits dem Zeitpunkte, den er schildert, so fern gerückt war, daß er seine Erzählung nur auf unsichere, von der wildesten Parteileidenschaft gefärbte Ueberlieferungen aufbauen konnte. Faktionen des Staatslebens aber, wenn ihnen der Geschichtsgriffel in die Hände fällt, sind nur allzu sehr geneigt, ihren Gegnern aus jedem Erfolge ein Verbrechen zu machen; und die gekrönte Wittwe, welche mit dem leidenschaftlichen Jannäus den etwas hastigen Bund schloß, verwandelte sich in den Augen der Nachwelt durch ebendieselbe Handlung sofort in die verderbliche Todfeindin des hingemordeten Antigonus. Leicht möglich, daß die Lästerzungen sich sogar nicht entblödeten, von einer schon vorher bestandenen sträflichen Neigung zwischen Salome und Alexander sich gewisse Vermuthungen zuzuraunen.

Juda Aristobul überlebte den gemordeten Aristobul nur um einige Stunden; er starb unter Körper- und Gewissensqualen, denen er in heftiger Selbstanklage Ausdruck gab. Salome Alexandra aber war nicht dazu angethan, sich unthätiger Trauer hinzugeben. Ohnehin galt es, ein großes Unrecht zu sühnen; kaum hatte ihr Gemahl die Augen geschlossen, so öffnete sie den Kerker für die drei gefangenen Prinzen. Wir befinden uns im Jahre 106 v. Ch., und die königliche Wittwe war zu dieser Frist der männlichste und entschlossenste Charakter im Hasmonäischen Hause; die Fortdauer des kühnen, selbstbewußten Geschlechtes lag allein in ihrer energischen Hand. Dem ältesten der befreiten Brüder, Alexander, bot sie mit ihrer Hand zugleich die Krone an; der Zweite, Absalom, wurde in die Welt entlassen, aber in untergeordneten Verhältnissen zurückgehalten, so daß er nur ganz vorübergehend später als Schwiegervater Aristobuls II. wieder auftaucht; den Namen des Dritten hat die Geschichte völlig vergessen. Vielleicht ist es derselbe, den Josephus (13, 12, 2.) gleichfalls durch Bruderhand sterben läßt.

Der Ehebund der reifen siebenunddreißigjährigen Wittwe mit dem erst dreiundzwanzigjährigen Alexander, welchen Josephus Jannäus, der Talmud aber Jannai zubenennt, hat den Historikern viel zu schaffen gemacht, und dennoch gibt es wenig Begebenheiten, die auf mehr gesicherter historischer Grundlage beruhen. „Als Hoherpriester, so wird eingewendet, konnte Jannai unmöglich eine Wittwe heirathen; sogar von der Leviratsehe war er, nach Sanhedrin 2, 1., deshalb ausdrücklich dispensirt. Grätz hat daher den seltenen Einfall, Salome's erste Ehe in das Reich der Sage zu verweisen, so daß Alexander sie als eine noch Ledige „in sein Haus geführt habe."

Gesch., B. 3, S. 128.

Allein er beladet dadurch seinen Bericht mit einer andern noch schwerer zu lösenden Unwahrscheinlichkeit. Entweder er läßt Salome als ein siebenunddreißigjähriges Mädchen in die Ehe mit einem dreiundzwanzigjährigen Jüngling treten, ohne für diese ungleiche Verbindung auch nur den leisesten Grund anzugeben, oder er sieht sich genöthigt, die 73 Jahre des Lebens dieser Frau um fünfzehn oder zwanzig Jahre herabzumindern, wozu aber (ib. S. 155) kein Versuch gemacht wird, und was auch, angesichts des reichen Inhalts dieses Lebens, ganz und gar nicht angeht.

Es sind hier nur zwei Fälle denkbar. Die Heirath hat möglicherweise stattgefunden, bevor Jannai zum Hohenpriester erklärt wurde. Der Fall ist auch mit großer Bestimmtheit halachisch vorgesehen.

„Wenn er—sagt die Mischna—mit der Wittwe bereits verlobt war, und dann später zum Hohenpriester ernannt wird, dann darf er sie ehelichen. Bei Josua ben Gamala ist dies thatsächlich vorgekommen: er heirathete die Wittwe Martha, Tochter des Boethus, und später ernannte ihn der König zum Hohenpriester.

Jebamot 6, 4.

Aber viel näher noch liegt die Möglichkeit, daß jene frühe Zeit sich überhaupt mit so subtilen Gesetzesdefinitionen nicht befaßt habe. Jannai heirathete kurz und gut seine königliche Schwägerin und trat mit ihr alle Thronrechte an, nach denen sein ehrgeiziger Sinn begehrte, und keine maßgebende Einsprache erhob sich gegen den Entschluß dieser zwei einflußreichen Persönlichkeiten. Für diese Annahme spricht auch noch ein wichtiger Umstand. Ueber die hohepriesterliche Thätigkeit Jannais beobachtet die Geschichte ein sonderbares Schweigen; und der Talmud (Sota 48a) nimmt nur auf Umwegen von dieser seiner Amtsbefugniß Notiz. Möglich auch, daß in diesem Falle eine Stellvertretung angeordnet war.

(Fortsetzung folgt.)

"Ethical Culture's"-Extravaganz.

Von Aleph.

In No. 44 des „American Israelite" berichtet eine Correspondenz aus New York über einen Sonntagsvortrag Felix Adler's über einen in die Millionen gehenden projektirten Episcopal-Cathedral-Bau daselbst, gegen welchen der genannte Redner Verwahrung einlegt.—Man solle die Millionen besser verwenden: Geräumige Häuser für Arme, freie Winter-Badevorrichtungen für dieselben herrichten, verwilderte Gassenjungen dem Verbrecherthum entziehen u. s. w.

Von Felix Adlers Standpunkt aus sind freilich Gotteshäuser, welchem Bekenntnisse auch dienend, das Ueberflüssigste auf der Welt, gleichviel ob dem einzigen Gott, dem dreieinigen oder dem olympischen geweiht. Der Einwand gegen das Cathedral, wenn er ein gegründeter ist, verurtheilt alle Bauten für gottesdienstliche Zwecke. Als gebildeter, toleranter Mann würde F. A nichts dagegen haben, wenn die Gläubigen unter freiem Himmel, seinetwegen auch in einem schmucklosen Backsteinhaus ihrem Wahne Genüge thun; doch einen so theuern Monumentalbau zu errichten,—o, ihr bösen Reichen, gebt das Geld den Armen!

Wir geben zu, daß Luxus in gottesdienstlichen Dingen am wenigsten am Orte ist, da sollte Einfachheit als mustergültig vorleuchten, aber nicht aus dem Grunde, daß damit die aufgewendeten Mittel der besseren Verwendung für die Armen entzogen werden.

Nehmen wir an, die fragliche Kirchengemeinde habe ihre zwei Millionen zur freien Verwendung in der Hand. Zu ihrer Rechten stünden die Armen und halten die Hand auf. „Wenn ihr zwei Millionen zu entbehren habt, so schickt sie uns von ethik- und rechtswegen. Zur Linken aber stehen die fleißigen, rüstigen, gelernten Arbeiter, Künstler und Handwerker, größtentheils von Hand zu Mund lebend und sehen sehnsüchtig nach den zwei Millionen, die ihnen auf Jahre hinaus Beschäftigung geben könnten. Sie wünschen, sich das im Schweiße ihres Angesichtes in ehrendster, beglückendster Weise selbst zu verdienen, was A. ihnen schenken möchte, wenn sie, beschäftigungslos, gleichfalls der Armuth verfielen.

O, ihr Reichen, bauet! bauet! bauet! Höret auf die zu eurer Linken!

In Maines Steinbrüchen, in Wisconsins Wäldern, in Michigans, Pennsylvaniens Erzgruben u. s. w., tausend Meilen weit weg vom Bauplatze wird's lebendig von Arbeitern. Steinmetzen, Zimmerleute, Schreiner, Backsteinleger, Tüncher, Plumber, Anstreicher, Handarbeiter aller Art wimmeln auf dem Bauplatze in emsiger Thätigkeit. Und wie begonnen mit der Wissenschaft des Ingenieurs und Architekten mit Sälen, voll von Zeichnern, so der Schluß mit der Kunst des Malers und Bildhauers, auch die Wasch- und Putzfrauen nicht zu vergessen.

Mit ihrem Tag- oder Wochenlohn in der Tasche sieht man sie allabendlich zufrieden heimziehen, küssen sie ihre auf sie harrenden Gattinnen, herzen die ihnen entgegengehenden, an ihnen hinaufspringenden Kinder, machen Toilette, sättigen sich, bezahlen des Milchmanns, Metzgers, Bäckers, Grocers, Schuhmachers, Schneiders Rechnung, und Mancher baut sich ein eigenes Heim von dem am Kirchenbau verdienten Lohn. So circuliren die zwei Millionen des Kirchenbaues direkt und indirekt durch Hunderte von Händen und bringen wie ein befruchtendes Bewässerungssystem Gedeihen weit und breit. Und am Ende—der wohlhabende, kleine Mann des Bürgerstandes vergißt auch den Armen nicht.

Nein, sagt F. A., gebts den Armen! Das ist ganz die Lehre Jesu. Der Reichthum des Reichen gehört den Armen. Und wenn der Reiche von seinem Gute etwas für sich behält, um sich eine Extragüte zu thun, dann adieu Himmelreich! Denn was F. A. gegen den Kirchenbau einzuwenden hat, das verurtheilt jede Ausgabe, die über die Anschaffung des Nothwendigsten hinausgeht, als einen Raub an dem Armen. F. A. führt als Gewährsmann einen französischen Autoren an: "The palaces of the rich are built of the tears and sufferings of our poor, and our churches are built upon asery!" Somit wäre jeder Bau, der über ein bürgerlich bescheidenes Obdach hinausgeht, ein Raub an den Armen. Alle Denkmäler, die unsere Straßen und Parks zieren, die von kostbaren Gemälden und Kunstwerken gefüllten Museen wären von dem den Armen gehörenden Gelde errichtet. Im Bereiche unserer Stadt allein stünden Tausende solcher Wohn- und Geschäftspaläste, von welchen die Armen berechtigt wären, zu klagen: Seht, die sind von unserm Gelde gebaut! Wir haben nicht einmal ein Kartoffelfeld! Kein Wunder, der Reichen Häuser und Gärten nehmen unsere Aecker ein! Die Wände unserer Hütten sind kahl, weil die Reichen die Wände ihrer Paläste mit Gemälden, die Tausende kosten, schmücken. Und dürfte Jemand zu F. A. selbst sprechen: So lange der arme Mann keine silberne Uhr besitzt, haben Sie kein Recht, eine goldene in der Tasche zu tragen!

Welche Verirrung eines edelmüthigen Herzens im Drange der Weltverbesserung!

Lasse man den Episcopal-Cathedral-Bau, oder ebenso gut den Fifth Avenue Emanuel-Tempel immerhin als Luxusbau gelten. Lebt denn aber nicht die halbe Welt von der Herstellung, vom Kauf und Verkauf von Luxusgegenständen? Hat der Doktor selbst nichts von einem Luxus an sich und in seinem Hause? Lebt er selbst wie Diogenes? Möchte der Doktor lieber in Sparta als in Athen wohnen? Möchte er einem spartanischen Gesetze das Wort führen, daß Niemand beim Bau seines Hauses eines feinern Werkzeugs als der Axt sich bediene?

Nur zugebaut, ihr Reichen! Je mehr desto besser, und je schöner und wohlgefälliger, um so verdienstlicher und für die arbeitende Menschheit um so wohlthätiger, und der Armuth umsomehr wehrend und vorbauend. Und ihr, Maler, Bildhauer, Musiker, Kunstarbeiter, Blumen- und Zierpflanzenzüchter, und ihr Alle, die ihr über das grobe Lebensbedürfniß hinausarbeitet, Dichter und Schriftsteller, Gelehrte und Forscher, die man im Nothfalle entbehren könnte, wir wünschen euch die Hände voll Beschäftigung, innerlich befriedigend und äußerlich pekuniär lohnend. Die Armen kommen nicht zu kurz dabei. Es giebt nichts Traurigeres zu sehen, als gesunde, starke Männer, trostlos von Haus zu Haus wandernd und um Arbeit und Beschäftigung bittend, ohne welche zu finden. Die Welt ist ein Arbeitshaus und kein Almosenkasten.

Es ist ja höchst anerkennenswerth, was F. A. für die Armen wirkt in Wort und That, nur in seinem Argument hat er sich in seinem besagten Vortrage vergriffen. „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun,"—so sagt ungefähr Schiller, aber er sagt nicht, daß die Armuth dabei zu kurz kommt.

F. A. hat auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit sich hoch verdient gemacht. Er schaue sich aber in New York um, was in dieser Stadt allein und nun gar im gan-

zen Lande aufgewendet wird, der leidenden Menschheit beizustehen, in welcher Gestalt sie sich auch zeigt, abzuhelfen und vorzubeugen. Dann forsche er den Quellen nach, aus welchen die willige Hilfe am reichlichsten fließt und er wird finden, daß seine Leistung gegen das, was die Mitglieder der Synagogen und Kirchen geleistet haben und leisten doch nur tröpfelt und nicht strömt. Wenn F. A. den Armen wohl will, so sollte er dem Baue der Kirchen und Synagogen das Wort führen und nicht so weit er es vermag, in Mißkredit zu bringen suchen.

Wenn die zwei Millionen der Stadt New York eine architektonische Zierde mehr gegeben haben werden, und verkörpert für eine Versammlungsstätte Tausender, friedlich in gehobener Stimmung Einziehender, dann beruft sie einen hochgebildeten, begabten Redner, einen Künstler für ihre Orgel, eine Anzahl Sänger und Musiker, einen verläßlichen, ordentlichen, ehrbaren Mann als Sexton, die sie Alle anständig besoldet, so daß diese selbst wieder in den Familienkreisen, die sie um sich bilden, Frauen, Kindern usw. ein lebensfrohes Dasein gewähren. Allein das hat in den Augen F. Adlers keinen Werth, denn das geschieht Alles mit dem den Armen entzogenen Gelde. Auch bietet die Kirche Sonntags und an Festtagen den Besuchern musikalische Genüsse. Sie bekommen einen wohldurchdachten, auf Hebung und Veredlung ihres Gemüthes und Denkvermögens gerichteten Vortrag zu hören. Nur ist alledem etwas „Gott" beigemischt,—da ruft F. A.: Halt, die Armen!

Herr F. Adler! Sie beschenken jeden Sonntag Ihre Zuhörer mit goldnen Eiern und Ihre Veranstaltungen der Humanität sind gleichfalls golden. Allein die Gotteshäuser sind die Brutstätten Tausender und Tausender der Goldvögel, und man soll nach einem biblischen Verbot nicht die brütenden Vögel von den Eiern nehmen.

So unterscheiden sich Religion und „Ethical Culture." Religion erfaßt den ganzen Menschen, wie er leibt und lebt, wie er denkt und empfindet, auch wie er träumt und irrt in seiner Phantasie; „Ethical Culture" nimmt nur ein Stückchen Mensch in Arbeit. Religion ist ein Baum mit Wurzeln, Stamm, Zweigen, Blättern Blüthen und Früchten, „Ethical Culture" ist ein Zweig dieses Baumes, in einem Glas Wasser frisch erhalten.

Religion geht ins Gotteshaus, aber auch zum Tanz, zur Musik, zu allen weltlichen Vergnügungen; „Ethical Culture" aber kann kein Gotteshaus leiden. Religion ist für Reich und Arm, für den Reichen so gut wie für den Armen, „Ethical Culture" ist Cultus der Armuth und für den Reichen, wenn er sich arm gegeben hat. Religion ist ein Feuer, das nicht erlischt, Tag und Nacht in Freuden und Leiden in den Herzen sich bemerklich macht, „Ethical Culture" muß immer mit dem Blasbalg hinterher sein, daß der Himmelsfunke nicht erlösche. Ein Gotteshaus bleibt Gotteshaus, auch wenn der Priester darinnen kein Meister der Rede wäre, die New Yorker „Ethical Culture" würde sich aber verlieren, wenn sie ihren F. A. verlöre und keinen Gleichen fände.

(א)

Die Diätetik der Magenkrankheiten.

Von Dr. S. Pollitzer, Brunnenarzt in Karlsbad, Böhmen.

(Fortsetzung.)

Was die einzelnen, beim akuten Magenkatarrh besonders hervortretenden Erscheinungen anbelangt, so ist hierüber Folgendes zu bemerken: Gegen das manchmal sehr lästige Kopfweh vermögen kalte Umschläge gewöhnlich nicht viel; dagegen verschafft eine Tasse schwarzen, leichten Aufgußkaffees, mit etwa 6 Tropfen Citronensaftes versetzt und kalt getrunken, zumeist Linderung. Solches Kopfweh stellt sich meistens bei jenen Magenkatarrhen ein, welche durch Ueberladung des Magens erzeugt und mit Brechneigung verbunden sind. Deshalb lassen die Schmerzen auch immer nach, wenn der schädliche Stoff durch Erbrechen entleert worden ist.

Starker Durst tritt nur dann auf, wenn die Krankheit durch stark gesalzene Speisen hervorgerufen wurde. In solchen Fällen ist frisches Wasser das allein geeignete Mittel zum Durstlöschen; säuerliche Getränke können selbst in stärkerer Verdünnung die ohnehin schon gereizte Magenschleimhaut noch mehr beschädigen. Kohlensäurehaltige Wasser oder Champagner in Eis kann ebenfalls empfohlen werden. Doch dürfen diese Flüssigkeiten nur in kleinen Mengen genommen werden.

Sollte bei einem akuten Magenkatarrh die Magengegend ungemein empfindlich sein, dann trage man eine mit warmem Wasser gefüllte Blechkapsel. In Ermanglung einer solchen Kapsel müssen die auf gewöhnliche Art gemachten feuchtwarmen Umschläge genügen.

Wenn die Erscheinungen einer Magenversäuerung auftreten, so ist nach denjenigen diätetischen Regeln zu handeln, die bereits in einem früheren Abschnitte angegeben wurden.

Wird der akute Magenkatarrh vernachlässigt, oder wiederholt er sich öfters, dann entwickelt sich ein Uebel, welches zu den hartnäckigsten Krankheiten zählt, die den Menschen überhaupt befallen können, es entsteht der chronische Magenkatarrh.

Diese Krankheit besteht entweder für sich allein oder auch in Verbindung mit Krankheiten anderer Organe: Leber-, Herz- und Lungenleiden, bei Blutarmuth, Bleichsucht u. s. w. Zumeist aber kommt sie vor bei Gewohnheitstrinkern.

Ueber die diätetische Behandlung des chronischen Magenkatarrhs und dessen verschiedenartigen, oft höchst quälenden Erscheinungen, wurde schon ziemlich ausführlich in früheren Kapiteln gesprochen, hier ist nun noch Folgendes hinzuzufügen: In keiner andern Krankheit kann durch das viele Mediziniren so leicht und so viel Schaden angerichtet werden, als bei dem chronischen Magenkatarrh, weil die durch die Krankheit in gereiztem Zustand befindliche Schleimhaut des Magens durch die verschiedenen Medikamente sehr leicht noch mehr gereizt werden kann. Am nützlichsten erweist sich in der Regel der Gebrauch der Karlsbader Mineralwasser. Deshalb sind auch seit vielen Jahren unter allen Kranken, die in Karlsbad ihr Heil suchen, jene mit chronischem Magenkatarrh am zahlreichsten vertreten. In Karlsbad werden nicht nur fast alle für sich bestehenden chronischen Magenkatarrhe, sondern auch viele von den complicirten Formen geheilt. Jene chronischen Magenkatarrhe, welche mit einer Leberschwellung verbunden sind, passen ganz besonders für Karlsbad, umsomehr, wenn auch gleichzeitige Stuhlverstopfung vorhanden ist. Karlsbad leistet ferner vorzügliche Dienste bei den chronischen Magenkatarrhen mit Gallenstauung (Gelbsucht durch Fortpflanzung des Katarrhs auf die Gallenwege). Daß die in Karlsbad streng eingehaltene Diät sehr viel zur Heilung beiträgt, wird wohl kein unparteiisch urtheilender Arzt leugnen wollen.—Es giebt eine gewisse Form von Magenkatarrh, die, wie jede andere Infektionskrankheit, epidemisch vorkommt, so daß zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten eine größere Anzahl von Erkrankungen gleichzeitig vorkommen. Die Erscheinungen haben dann eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Typhus und werden auch in der That häufig mit demselben verwechselt. Die Behandlung dieser Krankheit muß eine zuwartende und rein dietätische sein. Brech- und Abführmittel müssen strenge vermieden werden. Geringe Nährung: Suppen, kleine Mengen Milch, erfrischendes, säuerliches Getränk, Limonade, kohlensaures Wasser, thun am besten. Gegen Erbrechen reicht man Eisstückchen oder durch Eis gekühltes Selterwasser. Viele dieser Kranken werden so hinfällig, daß sie längere Zeit hindurch das Bett hüten müssen, doch Gefahr für das Leben ist fast nie vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

Inland.

Philadelphia.

Schabuoth- und Confirmationsfest sind dem modernen Juden fast identische Begriffe! Wäre es nicht für das letztere, wir befürchten, das erstere würde in seiner Feier sehr beeinträchtigt sein. Wir wollen unsere Leser nicht mit einer langgewundenen Begründung dieser Befürchtung behelligen. Uns genügt die Thatsache der abgeschwächten Feier des ursprünglichen Festes zu konstatiren, welche durch die Confirmation in manchen Gemeinden fast ganz in den Hintergrund gedrängt wird, oder nur als unvermeidliche kurze Einleitung Verwendung findet. Unzweifelhaft liegt in der feierlichen Einführung der heranwachsenden Jugend in den Bund der Religionsgemeinde ein verjüngendes und anregendes Moment, das hoffentlich nicht verfehlen wird, seinen heilsamen Einfluß auf das religiöse Leben des modernen Judenthums geltend zu machen. Nur der Confirmationsakt, wenn er dieses vermag, wird im Stande sein, den Einwurf der Gegner dieser Einrichtung, daß dieselbe nur eine bedeutungslose Ceremonie sei, welche durch modernes Schaugepränge, leeren Wortschwall dem innern religiösen Leben mehr schade als nütze, zu bekräftigen.

Unsere Leser brauchen nicht zu befürchten, daß wir nach dieser etwas gedehnten Einleitung eine lange Beschreibung der hierorts in den Gotteshäusern des „Rodef Scholom"-Tempels und „Adas Jeschurun"-Gemeinden am verg. Mittwoch (16. dss.) stattgefundenen Confirmationsfeierlichkeiten bringen werden. Selbst wenn wir dazu geneigt wären, würde es uns der beschränkte Raum verbieten. Also in aller Kürze: Große Versammlungen andächtiger Neugieriger oder neugieriger Andächtiger,—wie man's auch nimmt, es paßt nicht!—geschmückte Gotteshäuser, deren schönster Schmuck die hoffnungsvolle Jugend; Musik und Gesang, der Gelegenheit anpassend.—Durch Hrn. Rev. Dr. Jastrow wurden 21 Knaben und Mädchen konfirmirt. Wir hatten das Vergnügen, der Prüfung dieser Confirmanden am vorhergehenden Samstag Nachmittag beizuwohnen. Es ist derselben schon andern Orts (im vorwöchentl. „Israelite") rühmend Erwähnung geschehen, und wir können dieselbe deshalb hier mit der Bemerkung übergehen, daß Herr Dr. Jastrow in seinen Fragen und den Antworten der Kinder sich nicht blos als Lehrer zeigte, der Meister seines Gegenstandes ist, sondern denselben auch mit pädagogischem Verständniß zum geistigen Eigenthum seiner Schüler zu machen versteht.—Herr Rev. Eppstein brachte durch die Confirmation von 21 Kindern seine fünfjährige religiöse Lehrthätigkeit in der Gemeinde Adas Jeschurun zum würdigen Abschluß. Die am Abend vor dem Feste stattgefundene Religionsprüfung fiel zur größten Zufriedenheit des zahlreich versammelten Publikums aus. Der Frage folgte die Antwort mit erstaunlicher Präcision auf der Ferse. Der Confirmationsakt am andern Morgen soll, wie wir hören, sehr feierlich gewesen sein.

Wir gedenken der Confirmation in dem Tempel der „Keneseth Israel"-Gemeinde absichtlich zuletzt, da diese Feier, als die erste derartige unter Leitung des jetzigen neuen Rabbiners Herrn Dr. D. Krauskopf als etwas „Neues", „noch nicht Dagewesenes", die besondere Aufmerksamkeit des den Tempel füllenden Publikums erregte und deshalb besondere Erwähnung verdient. Der außergewöhnlich verkürzte Gottesdienst nahm nur eine halbe Stunde in Anspruch, so daß um 10 Uhr das Schlußgebet gesprochen wurde; hierauf begann die eigentliche Ceremonie, die nach der Reihenfolge des gedruckten Programmes in den Händen des theilnehmenden Publikums von den 22 Confirmanden — 12 Mädchen und 10 Knaben—selbstständig ausgeführt wurde, da sich Herr Dr. Krauskopf, mit Ausnahme einer kurzen Anrede an die Confirmanden und der Segensertheilung an je zwei und zwei der Kinder, die nicht wie früher zu diesem Zwecke zu den Eltern geschickt wurden, sich dabei vollkommen passiv verhielt. Die von den Confirmanden einzeln, und zwar von der Kanzel aus, mit Anstand frei vorgetragenen Abhandlungen über die Ceremonie selbst, die Gründe für dieselbe, die wohlthätigen Folgen der Religion, die Basis des Judenthums, dann Erklärung der „Zehn Worte", ersetzten die nicht vorher stattgefundene Prüfung, da, wie Dr. Krauskopf in seiner Anrede erklärte, „diese selbstständigen Arbeiten der Schüler das Resultat des vorhergegangenen Religionsunterrichtes seien. Derselbe sei nicht ein Unterricht im gewöhnlichen Sinne des Wortes gewesen, sondern eine ungezwungene Unterhaltung über Religion und Judenthum." Ein Confirmand trug die „Zehn Worte" in Englisch vor, indeß ein anderer Knabe die üblichen Segenssprüche vor und nach der Thoravorlesung in Hebräisch sagte. Die rhythmischen Bewegungen der Kinder während der verschiedenen Aktionen—Niederlegung von Blumen in den geöffneten Hechal, paarweises Hinauftreten zu dem segnenden Rabbiner und Wechseln der Plätze während dieser Handlungen — wurden so wohl und gemessen ausgeführt, daß sie ihren Eindruck auf das mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtende Publikum nicht verfehlten. Die Feierlichkeit, die Punkt 12 Uhr endete, wurde noch verschönert durch den Gesang des zu dem Zwecke verstärkten Chores, sowie durch zwei Cello-Solos, vorgetragen von Herrn Dr. Jul. Salinger. Ueber die Bedeutung und den Werth der Confirmation selbst sprach Herr Dr. Krauskopf am darauffolgenden Sabbath.

Ein Nachruf, den Herr Dr. M. Jastrow jr. im hiesigen „Public Ledger" über das Leben des kürzlich verstorbenen Gelehrten Michael Heilprin veröffentlichte, bringt uns eine amüsante Mittheilung in lebhafte Erinnerung, die uns vor Jahren Herr Isidor Binswanger über M. Heilprins Aufnahme als Lehrer der Schüler der damaligen „Hebrew Educ. Society"-Schule machte. Man wollte sich nämlich über H.'s Befähigung, den Schülern Unterricht im Hebräischen und Deutschen zu ertheilen, vergewissern. Herr Binswanger, Präsident der Schule, und der verst. Isaak Leeser constituirten sich als eine Art „Civil-Service-Commission" zur Prüfung des Candidaten. Der arme Heilprin mußte sich einige geschichtliche Fragen des Herrn Leeser gefallen lassen; aber statt unbefriedigend, waren seine Antworten den verblüfften Herren Examinatoren zu befriedigend, die verstän-

dig genug waren, die Situation zu durchschauen, und von jedem weiteren Examinationsversuch abzustehen. Durch den verst. A. Hart, den Herr Heilprin auf mehrere Irrthümer in den ersten Lieferungen der „American Encyclopediae" aufmerksam machte, wurde der Letztere dem Hause D. Appleton & Co. als Mitarbeiter bei jenem Werke empfohlen.—

Am nächsten Sonntag wird der in der „Keneseth Israel"-Gemeinde domicilirte Familien Waisen-Erziehungsverein seine Jahressitzung im Tempel abhalten. Der Verein hat jetzt 21 Waisen unter seinem Schutze, zu deren Unterhaltung die Mitgliederbeiträge und die Zinsen eines nicht unbedeutenden Reservekapitals, das für unvorhergesehene Fälle dienen soll, verwendet werden. Präsident des Vereins ist Herr Abraham Goldschmidt, und Sekretär, an Stelle des Gründers des Vereins, Herrn Dr. Samuel Hirsch, Herr Joseph Marschütz. Der Verein hat Hrn. Hr. Hirsch vor Kurzem ein Testimonial, in einem geschmackvoll verzierten, weißseidenen Einband, in einem Glaskasten liegend, unterzeichnet von dem Präsidenten und Sekretär zugesandt, in Anerkennung seiner Verdienste, die er sich durch Gründung des Waisenvereins erworben. Wir wünschen dem ehrwürdigen Herrn, daß er sich der wohlverdienten Anerkennung noch lange erfreuen möge.

Philadelphia, 18. Mai 1888.

Philemon.

New York.*)

New York, im Mai 1888.

Die Schlußfeierlichkeiten der „Mount Sinai-Schule für Krankenwärterinnen" fanden vorletzten Donnerstag im Beisein zahlreicher Freunde des Instituts in No. 852 Lexington Ave. statt. Unter den Anwesenden befanden sich folgende Damen, welche Beamte der Anstalt sind: Frau A. H. Lewis, Präs.; Frau H. Bettman, Vice-Präs.; Frau Felix Samson, Frau H. Heidelbach, Frau D. J. Seligman, Frau L. M. Hornthal, Frau A. Limburger, Frau N. Strauß, Frau Lewis May, Frau H. Burg, Frau J. H. Schiff, und Frau E. Lauterbach.—Die Präsidentin der Anstalt, Frau A. H. Lewis, eröffnete die Feier, nachdem die 40 Frauen und Mädchen, welche sich dem schweren Beruf der Krankenpflege widmen wollen, in ihrer kleidsamen Tracht mit weißem Häubchen, blau und weißgestreiften Seersucker-Kleid und der vorschriftmäßigen Schürze zu einer Seite des Rednerpultes Platz genommen, mit einer längern Ansprache, in welcher sie auf die hohe Bedeutung, welche die Krankenpflege heutzutage einnimmt, hinwies und die Zöglinge des Instituts zur Ausdauer ermahnte. Die Zöglinge erhalten den Unterricht frei, werden während des ersten Jahres in den Krankensälen des „Mount Sinai Hospitals" angelernt, gehen mit dem zweiten Jahre nach dem Irrenhospital auf Ward's Island und erhalten in der letzten Hälfte im „Willard Parker Hospital" Anweisung in der Behandlung von Patienten, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind. Nachdem Dr. Alfred Meyer, eine der Instruktoren der Anstalt, eine Ansprache gehalten, wurde Frau Mary G. Dearing für getreue Pflichterfüllung mit der von Frau L. M. Hornthal gestifteten Medaille und Fräulein Adelaide Stumpf für den besten Aufsatz über das Thema „Krankenpflege" mit einem Preise bedacht, der ebenfalls in einer Medaille bestand. Hierauf wurden die Graduirten, nämlich Frl. Elizabeth Deane, Frau Mary G. Dearing, Frau Francis Dresdell, Frl. Adelaide, Frau Rosa Marshall und Frl. Jennie Marshall, von der Präsidentin aufgerufen und mit den besten Segenswünschen für ihre spätere Wohlfahrt entlassen. Zum Schluß richtete die Superintendentin Frl. A. L. Alston einige Worte an die Anwesenden und dann hatte die Feier ihr Ende erreicht.

*) Wegen Mangel an Raum folgt ein Theil des Berichtes in nächster Nummer.

Der Verein, unter dessen Obhut das „Heim für alte und gebrechliche Israeliten" steht, hielt am 13. d. unter Vorsitz des Herrn Charles L. Bernheim in der Anstalt in West 105. Straße seine Jahressitzung und Beamtenwahl. Herr Bernheim erwähnte in seinem Jahresbericht, daß der Gesundheitsrath mit Rücksicht auf die Schwäche und Hülflosigkeit einiger der Insassen des Heims gewisse Aenderungen vorgeschlagen habe, welche, um bei einem etwaigen Feuer größere Sicherheit zu bieten, sofort ausgeführt werden sollten. Sodann machte Herr Bernheim darauf aufmerksam, daß die Einkünfte sich gegen das vorhergehende Jahr etwas vergrößert hätten und man durch einige weitere Beiträge in die Lage kommen könnte, die Wirksamkeit des Heims zu erweitern. Namens des Finanzkommittees berichtet Herr N. Sulzbacher, daß dem Heim von der „Purim-Association" $13,000 als Ertrag ihres „Wohlthätigkeitsballes" und von anderer Seite in Form von Schenkungen und Legaten $11,700 zugegangen seien. Die Berichte wurden angenommen und dem Verwaltungsrath auf Antrag des Herrn Jesse Seligman ein Dankesvotum für die fähige Verwaltung gezollt. Nachdem man auch der im verflossenen Jahre verstorbenen Mitglieder gedacht, erfolgte die Beamtenwahl, welche folgendes Resultat ergab:

Präsident Charles L. Bernheim; Vice-Präsident, Frau H. Gitterman; Schatzmeister, Charles Sternbach.

New Jersey.—Der bekannte Schriftsteller Michael Heilprin starb in Summit N. J., im Alter von 65 Jahren. Er war in Piotrkow (Petrikau) in Russisch-Polen als Sohn des gelehrten Ph. Mendel Heilprin geboren. In seiner frühesten Jugend kam er nach Ungarn, wo er sich 1848 für die Sache der Revolution begeisterte. Unter Kossuth stand er mit dem literarischen Bureau in dem Ministerium des Innern in Verbindung. Wie Kossuth, kam auch er, und zwar im Jahre 1856, nach Amerika. Hier wurde er ein fleißiger Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften. Namentlich stand er in engen Beziehungen zur „Nation". Er redigirte sämmtliche Bände von Appletons „Amerikan Encyklopedia," mit Ausnahme der beiden ersten. Heilprin hinterläßt seine Gattin und mehrere Kinder. Einer seiner Söhne, Louis, hat sich bereits als Schriftsteller einen Namen gemacht; ein anderer, Angelo, ist Professor an der Naturwissenschaftlichen Akademie in Philadelphia. Heilprin war im Interesse der russisch-jüdischen Einwanderer, deren Kolonisation er mit bedeutenden Mitteln förderte, rastlos thätig, wodurch er, wie man glaubt, seine Gesundheit untergrub.

Ausland.

Frankreich. Paris.—Traurig lauten die Nachrichten, die bezüglich unserer jüdischen Mitbürger noch immer aus verschiedenen Theilen Algiers einlaufen. Während der Antisemitismus hier und im ganzen Lande — Dank dem gesunden Sinne des französischen Volkes — kläglich Fiasko gemacht hat, scheint es, als habe diese Pestblume gerade drüben in den Colonien feste Wurzel gefaßt. Thatsache ist, daß in Algier noch heute ein antisemitisches Comite sein lichtscheues Wesen treibt, und zwar unter den Augen der Behörden, welche sich gar nicht darum kümmern. Schlimmer aber liegen die betreffenden Verhältnisse noch in Oran und in Constantine, dort blüht die judenfresserische Propaganda mehr als je. Wer die Geldmittel eigentlich dazu hergiebt, ob die katholische Kirche, die dort dominirend auftritt, oder sonst wer, darüber ist bis jetzt etwas Greifbares nicht bekannt geworden. Das Erstere ist jedoch wahrscheinlich. Seit Cardinal Lavigerie die Geschicke der afrikanischen Missionen bestimmt, zeichnen sich die dort wirkenden römischen Geistlichen durch ihre Unduldsamkeit und ihren Fanatismus gegen die anderen Confessionen recht unvortheilhaft aus. Sie schüren das Feuer gegen die Israeliten, wo sie nur immer können, am meisten aber von der Kanzel herab, wo sie sich nicht scheuen, offen den Kreuzzug gegen die Juden zu predigen. Da kann es nicht verwundern, daß antisemitische Excesse so zu sagen an der Tagesordnung sind. Hauptsächlich sind es jedoch — und das ist für die dortigen Verhältnisse bezeichnend—Soldaten, die Unteroffiziere und Corporale nicht ausgenommen, welche auf den Straßen und Plätzen, in den öffentlichen Lokalen und im Theater förmliche Razzias auf Juden veranstalten, ohne daß der Commandant sich bemüßigt fände, gegen diese Excesse einzuschreiten. Wiederholt ist daher Blut geflossen, denn als die angegriffenen Juden sich zur Wehr setzten, machte die rohe Soldateska von ihren Waffen Gebrauch. In drei Fällen wurden jüdische junge Mädchen, die eben von der Synagoge heimkehrten, thätlich angegriffen. Anfang März hatte einmal nur wenig daran gefehlt, daß eine Horde angetrunkener Soldaten mit Gewalt sich den Eingang in die Synagoge erzwungen hätte. Zum Glück wurde sie durch einen höheren Offizier, der zufällig vorüber ging, daran verhindert. Diese Einzelheiten dürften wohl genügen, um sich von der Lage in Constantine einen annähernden Begriff zu machen. Angesichts solcher Verhältnisse ist die Frage erlaubt, warum die hiesige Centralregierung solche Ausschreitungen duldet, weshalb sie nicht den Präfekten anweist, zur Ehre Frankreichs mit äußerster Strenge einzuschreiten. Im „Lande der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" sollten derartige Dinge wahrlich nicht vorkommen. (Jüd. Presse.)

Paris.—Der jüngst verstorbene Senator Carnot, Vater des Präsidenten der Republik, war ein großer Judenfreund. Derselbe ist wiederholt in der Deputirtenkammer für die Rechte der Juden aufgetreten, so im Jahre 1841, als die Polizeibehörde zu Dresden einem französischen Juden den Aufenthalt in der Hauptstadt Sachsens verweigert hatte. Als Unterrichtsminister im Jahre 1848 verordnete er, daß die israelitischen Consistorien durch allgemeine Wahl und nicht wie bisher durch Notablen gewählt werden. Das Gesetz besteht heute noch.

Türkei. Konstantinopel.—Der englische Gesandte hat gegen die Verfügung der türkischen Regierung, welche den längeren Aufenthalt ausländischer Juden in Jerusalem untersagt, Verwahrung eingelegt. Dieser Protest bezieht sich selbstverständlich nur auf die englischen Juden. Der Vertreter Englands hob mit Recht hervor, daß es den freundschaftlichen internationalen Beziehungen nicht entsprechen könne, wenn der eine Staat den Angehörigen des andern den Aufenthalt in seinem Gebiete versagen wolle, es sei denn, daß der Fremde die Gesetze nicht respektire. Das könne man aber nur in Bezug auf einzelne Personen vorkommenden Falls nachweisen, nicht aber von vornherein von einer ganzen Kategorie präsumiren und am wenigsten von allen Bekennern einer gewissen Religion.

Portugal. Lissabon. — Der hiesige Wohlthätigkeits-Verein „Somech Nophlim" veröffentlichte seinen Jahresbericht für 1887. Die Verwaltung der Anstalt ruhte in den Händen von 3 Damen, deren Vorsitzende Donna Benoliel de Levy ist. Durch feste Beiträge ist das Comite in den Stand gesetzt, Unterstützungen an Geld, so wie Hülfe in Krankheitsfällen gewähren zu können, auch bis zu einem gewissen Betrage den religiösen Unterricht der Jugend zu subventioniren. Dieser wird durch Rev. Jakob B. Markowitz ertheilt. Der Verein fördert auch wissenschaftliche Bestrebungen und besitzt eine eigene Bibliothek. Die Zahl seiner Mitglieder beiderlei Geschlechts beträgt 60.

— Jemand wollte in einer Gesellschaft einen Juden aufziehen und erzählte ihm unter anderm, daß in England alle Juden ausgerottet würden, indem man immer einen Juden neben einem Esel aufhinge.—„Wie gut ist's", sagte der witzige Jude, „daß wir beide nicht dort leben!"

Rumänien. Foltischeny. Die Gemeinde wird gegenwärtig durch 7 Mitglieder repräsentirt, von welchen 5 thätig sind. Die jährlichen Einnahmen betragen ungefähr 26,000 Frcs., welche durch die Fleischtaxen aufgebracht werden, und zwar 5 Centimes für das Kilo Fleisch und 10 Ctm. für das Geflügel von den Verzehrenden, 4 Frcs. für Stückvieh von den Fleischern als Schlachthaussteuer; das Bad trägt 5000 Frcs. an Miethe. Das unter Direktion des Herrn Dr. Guttmann stehende Krankenhaus enthält zwanzig Betten, und der Unterhalt kostet jährlich etwa 6500 Frcs., außerdem werden 1000 Frcs. jährlich für außerhalb des Krankenhauses bewilligte Medikamente ausgegeben. Der Arzt bezieht 2000 Fr., ein Unterarzt 480, Aufseher und Diener 1300 Frcs. Die israelitische Schule ist, wie das Hospital und das Bad, Eigenthum der Gemeinde. Sie wird von 100 Kindern besucht und kostet 2000 Fr. jährlich; fünf Lehrer ertheilen den Unterricht. Das Schlachthaus der Stadt gehört der israelitischen Gemeinde, die auch noch mehrere Häuser besitzt. Der Rabbiner O. Falig (Wolfsohn) bezieht jährlich an Gehalt 1080 Frcs., außerdem 729 Fr. unter dem Namen „jährliche Taggelder," die Wittwe des verstorbenen Schochet 624 Frcs. jährlich als Pension. Das neue Gemeindekomite, welches erst seit dem vorigen Jahre funktionirt, hat 400 Fr. Schulden des früheren gezahlt. Die Stelle als Gemeindesekretär mit 720 Fr. ist unterdrückt und wird in hochherziger Weise durch das Komitemitglied Herrn D. Halpern ohne Entgelt versehen.

Süd-Afrika. Oudshoorn.–Ende Januar fand am hiesigen Orte ein für die Juden Süd-Afrikas hochwichtiges Ereigniß statt, die Grundsteinlegung zu einer Synagoge. Nachdem sich vor einiger Zeit ein Comite gebildet hatte, dessen Zweck die Sammlung der zu einem Synagogenbau nöthigen Mittel war, gelangte man in verhältnißmäßig kurzer Zeit dazu, den Termin zur Grundsteinlegung festzusetzen, und die erhebende Ceremonie ging nun gestern vor sich. Zu derselben waren erschienen Rev. A. F. Ornstien, der Kultusleiter der jüdischen Gemeinde in Kapstadt, und sein Kollege von Kimberley, Rev. Mark L. Harris. Bereits eine halbe Stunde vor dem Beginn der Ceremonie hatten sich 400 bis 500 Personen auf dem Bauplatz versammelt. Nach Absingung eines Psalms hielt Rev. Ornstien eine Rede über Samuel I. 7. Kapitel. Im Jahre 1842 gab es im Ganzen in Süd-Afrika verstreut 15 bis 20 jüdische Familien. Dieselben hielten vor den hohen Feiertagen eine Versammlung ab, um über gemeinschaftlichen Gottesdienst zu berathen. So wurde die erste Gemeinde gebildet, welche aus 10 bis 20 Mitgliedern bestand. In dem Hause des einen derselben wurde der Gottesdienst abgehalten, und aus jener Zeit datiren die Anfänge der Gemeinde in der Kapstadt. Damals stießen die Heirathen unter Juden auf Schwierigkeiten, weil kein einziger Kultusbeamter vorhanden war. Endlich fand sich ein mit dem Religionsgesetz genau vertrautes Gemeindemitglied, und seit jener Zeit konnten Kidduschin gegeben werden. Aus diesen kleinen Anfängen entwickelte sich die heute so bedeutende Gemeinde in der Kapstadt. Ferner sind in der Zwischenzeit Synagogen in Port Elizabeth und in Kimberley entstanden, wie sich auch kräftige Gemeinden in Johannesburg, Malmani, Barberton, Pietermaritzburg und an verschiedenen anderen im Süden Afrikas liegenden Orten gebildet hatten. Ein besonders erhebendes Beispiel bietet die Gemeinde in Oudshoorn, woselbst Juden und Christen in ganz besonders einträchtiger Weise zusammenleben. Seit einem Jahre etwa wohnen hier so viele Juden, daß der Plan, eine Synagoge zu bauen, ernstlich in's Auge gefaßt werden konnte. Noch vor acht Jahren bestand die jüdische Bevölkerung des Ortes aus 3 Personen, jetzt befinden sich in der Stadt und Umgegend 200 bis 250 Seelen. Der erste Schritt, der das Gefühl der Zusammengehörigkeit bethätigte, war die Erwerbung eines Begräbnißplatzes, bis dahin mußten die Leichen nach Port Elizabeth oder Kapstadt gebracht werden. Ein Herr Scheepers, ein Christ, schenkte vor 5 Jahren Grund und Boden zum Begräbnißplatz, die Einrichtung und das Umgeben mit einer Mauer kostete 3000 Mark. Vor 4 Jahren fand der erste gemeinschaftliche Gottesdienst statt, welcher bald bei diesem, bald bei jenem Gemeindemitglied abgehalten wurde und stets etwa 30 Theilnehmer zählte. Da die Anzahl der Glaubensgenossen sich stetig mehrte, so mußte die Errichtung eines Gotteshauses ernstlich in's Auge gefaßt werden. Ein Comite trat zusammen, welches Cirkulare erließ und in kurzer Frist 9000 Mark sammelte, während allerdings 20,000 M. erforderlich sind. Alle Klassen der Bevölkerung, alle Glaubensbekenntnisse, alle in der Kolonie vertretenen Nationalitäten haben beigesteuert, der wunderbarste Fall ereignete sich aber darin, daß das Comite seine Hauptstütze in einem Christen fand, dem Herrn Chas B. Black, welcher das Amt des Ehren-Sekretärs bekleidete und unermüdlich thätig war. Nach der Rede des Herrn Ornstien wurde eine Gloskapsel in den Grundstein gelegt, welche verschiedene Dokumente in englischer und hebräischer Sprache und je ein Exemplar der verschiedenen in der Kapkolonie erscheinenden Zeitungen, Silbermünzen u. s. w. enthält, worauf noch Rev. Harris eine ergreifende Ansprache hielt, in welcher auch er die Bedeutung der Feier hervorhob. In der üblichen Form wurde sodann die Ceremonie zu Ende geführt. (Jüd. Presse).

Marokko. — Der „Reveil du Marok" berichtet, daß vor einigen Wochen in Fez ein jüdisches Mädchen vor den Kadi geführt worden sei, um gezwungen zu werden, den mahomedanischen Glauben anzunehmen, da einige Fanatiker behaupteten, von ihr das Glaubensbekenntniß, „Es gibt nur einen Gott und Mahomed ist sein Prophet" sprechen gehört zu haben. Der Kadi weigerte sich jedoch wohlweislich, sie als eine Gläubige aufzunehmen. Nichts destoweniger waren die anwesenden Juden genöthigt, Geld unter die Gläubigen zu vertheilen, um sich hierdurch gegen dern gewaltthätige Angriffe zu schützen.

Vermischtes.

— Im Museum des Königl. Sächs. Alterthumsvereins in Dresden befindet sich z. Z. ein Kunstwerk von kulturhistorischem Werth und kunstgeschichtlichem Interesse für weitere, insbesondere aber für jüdische Kreise. Es ist dies ein Modell des Tempel Salomonis, sowie der Stiftshütte. Beide sind im Auftrage eines Hamburger Rathsherrn Schott Ende des 17. Jahrhunderts von einem Baumeister Erasems nach der Bibel und nach den Angaben der spanischen Priester Villalpandi und Ramirez de Prado hergestellt worden und sollen 50,000 Thaler und 12jährige Arbeitszeit darauf verwandt worden sein, Im Jahre 1732 kaufte der Kurfürst Friedrich August I. die Modelle für 8000 Thaler oder 22,000 Fl. von den Erben des Rathsherrn in England. Ein Katalog der „Königlichen Naturalienkammer zu Dresden" vom Jahre 1755 enthält darüber Angaben, so z. B., daß sich in dem Kunstwerk 6736 Säulen mit geschnitzten Kapitälen und Grundgestellen und beinahe eben so viele mit geflochtenem Draht versehene Fenster befinden, und daß es in allen seinen Theilen auseinander zu nehmen, überhaupt mit der peinlichsten Genauigkeit in jeder Einzelheit ausgearbeitet worden ist. — Interessant ist ferner, daß Alles von denselben Holzarten, wie in den prachterfüllten Bau des Originals dereinst einzutreffen gewesen, gefertigt, so die innere Pracht des Allerheiligsten, welches durch und durch mit vergoldetem Silber ausgelegt und mit Edelsteinen verziert ist; so ferner die Einzelheiten, als, die Bundeslade mit dem Cherubim, der Rauchaltar, die Schaubrodtische, die siebenarmigen Leuchter, die beiden Säulen Jachin und Boas, das sogenannte eherne Meer, alles dies ebenfalls in vergoldetem Silber, wie auch schließlich das mit 12 echten Edelsteinen besetzte Brustschildlein des Hohenpriesters.—Im Kaufpreis von 8000 Thalern mit inbegriffen war auch damals der jetzt im berühmten „grünen Gewölbe" ausgestellte „Erzengel Michael mit dem Drachen kämpfend." Ein Jahrhundert lang wurden nun diese Kunstwerke von Vielen bewundert, bis sie im Jahre 1846 in völliger Unkenntniß der Geschichte und des Werthes derselben für das Spottgeld von 18 Thalern, 1847 dann noch das „Allerheilige" für 25 Thaler verkauft wurden. Diese kaum glaubliche Thatsache ist aktenmäßig verbürgt. — Späterhin gelangten sie für 90 Thaler in den Besitz der Dresdener Kreuzkirche, bis sie glücklicher Weise von Kunstkennern wieder entdeckt, vom Königl. Sächs. Alterthumsverein, dessen Ehrenpräses Prinz Georg, der Bruder des Königs Albert, ist, angekauft und in dessen Museum in einer ihrem Werthe würdigen Weise ausgestellt worden sind.

— Zum Heirathsvermittler Beer kommt Herr Israel. „Nun, Herr Beer, haben Sie eine Partie für meine Tochter Rosa auf Lager?" — Was geben Sie mit? fragt Beer. — „Zweitausend Mark," sagt Herr Israel.—Zweitausend Mark? Dafür habe ich den kleinen Moritz Kahn, antwortet Beer. — Schreit Herr Israel: „Der lahmt doch!" — Nu, wenn schon. Stellen Sie sich vor, Ihre Rosa kriegt'n reichen Mann, er fährt in der Equipage, die Pferde gehen durch, er springt raus, bricht'n Fuß, lahmt auch und muß noch die Doktorrechnung bezahlen. Hier, bei Kohn, haben Sie „eine fertige Sache."